Nr. 206 — Jahrgang 14 **Einzelnummer 0,20 Zl.** **Sonntag, den 8. September 1929**

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15.—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.—, 1 ganze Seite 240.— Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20 % Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespaltene mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 16. 9. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Henderson über Englands Friedensziele

Ein machtvoller Völkerbund das Ideal — Vertrauen zum deutschen Freund — Der Völkerbund muß jeden Krieg verhindern können — Verbindung des Kelloggpaktes mit den Völkerbundsbestimmungen — Ein englischer Entschließungsentwurf

Genf. Der englische Außenminister Henderson, von starkem Beifall begrüßt, legte heute in einer großen Rede den Standpunkt Englands in den grundsätzlichen Fragen des Friedens dar. Ihm schwebe als Ideal

ein machtvoller Völkerbund zur Aufrechterhaltung des Friedens vor.

Von größter Bedeutung sei, daß die Rheinlandräumung auf Grund eines gemeinsamen Vorgehens erfolge, da die englische Regierung besonderen Wert darauf gelegt habe, daß die Zusammenarbeit der Besatzungsmächte bis zur endgültigen Durchführung der Räumung aufrecht erhalten bleibe.

Die englische Regierung sehe die Räumung des Rheinlandes als einen Akt des Vertrauens gegenüber seinen deutschen Freunden an.

Bereits Macdonald habe betont, die englische Regierung lege allergrößten und entscheidenden Wert auf den

Grundsatz der unparteiischen Schiedsgerichtsbarkeit.

Es gelte ein Mittel zu finden, das die Streitigkeiten und die daraus entstehenden Gefahren im internationalen Leben durch schiedsgerichtliche Urteile unterbinde.

Wegen der großen Gefahren, die heute noch immer der Menschheit aus der Möglichkeit des Krieges drohen, sei die englische Regierung entschlossen,

sich mit allen Mitteln für eine sofortige Lösung der Abrüstung einzusetzen.

Die Maschinerie des Völkerbundes müsse hierfür weiter ausgebaut und gestärkt werden. Die Abrüstungskommission des Völkerbundes habe bereits zwei bedeutungsvolle Vorschläge gemacht:

1. Eine finanzielle Unterstützung angegriffener Staaten.
2. Einen Modellvertrag, der auf den Vorschlag der deutschen Regierung zurückgehe und der Mittel zur Verhinderung eines Ausbruches eines Krieges vorsehe.

Die nglische Regierung hoffe, daß die dritte Kommission der Völkerbundsversammlung einen Konventionsentwurf über die finanzielle Hilfe angegriffener Staaten ausarbeiten werde, dem sodann alle Nationen beitreten könnten. Wenn diese Konvention noch während der gegenwärtigen Vollversammlung zur Unterzeichnung ausgelegt würde, so würde die englische Regierung die Konvention sofort unterzeichnen. Der englische Außenminister Henderson wandte sich sodann in längeren Ausführungen der von England bereits in den letzten Tagen stark in den Vordergrund gerückten Frage

der Beziehungen zwischen Kelloggpakt und dem Völkerbundspakt zu.

Er betonte, der Kelloggpakt sei ein entscheidender und bedeutungsvoller neuer Beitrag für das internationale Recht. Es handle sich jetzt nun darum, die Bestimmungen des Völkerbundspaktes mit den Bestimmungen des Kelloggpaktes in Uebereinstimmung zu bringen. Der Völkerbundspakt schließe den Ausbruch eines Krieges nicht völlig aus. Der Artikel 15 sehe sogar unter

bestimmten Umständen die Möglichkeit eines Krieges vor,

falls in einem Streitfalle im Völkerbundsrat eine einstimmige Haltung nicht zustande komme. Diese Lücke müsse nunmehr geschlossen werden. Der Kelloggpakt gehe über den Völkerbundspakt weit hinaus und schließe die Lücken, die der Völkerbundspakt enthalte.

Das Recht, das der Völkerbundspakt den Mitgliedsstaaten einräumt, unter bestimmten Bedingungen doch zum Kriege zu schreiten, werde im Kelloggpakt gestrichen.

Henderson erklärte sodann, die englische Delegation lege der Vollversammlung des Völkerbundes einen Entschließungsentwurf vor, in dem die Vollversammlung mit Befriedigung von dem Beitritt der meisten Staaten zum Kelloggpakt Kenntnis nehme, der einen Verzicht auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik und die Verpflichtung der Regierung enthalte,

ihre Streitigkeiten ausschließlich durch friedliche Mittel zu regeln.

Aus diesem Grunde sei es notwendig, jetzt an eine Prüfung der Art. 12 und 15 des Völkerbundspaktes zu schreiten, zur Feststellung, in welcher Weise die dort enthaltenen Lücken, die den Krieg immerhin noch möglich machen, geschlossen werden könnten. Henderson betonte, daß die Delegationen von Frankreich, Italien, Belgien, Dänemark und Chile sich mit diesem Vorschlag einverstanden erklärt hätten und daß auch die deutsche Abordnung ihre Unterstützung zu den Grundsätzen dieses Vorschlages zugesagt hätte. Die englische Regierung sei bereit, jedes Verfahren und jedes Mittel zu unterstützen, um die großen Grundsätze durchzusetzen. Einzelheiten des Verfahrens seien gleichgültig. Die englische Regierung habe die ernsthafte Absicht, den Völkerbundspakt in völlige Uebereinstimmung mit dem Kelloggpakt zu bringen.



Zwischen den Sitzungen in Genf

Von links: der englische Ministerpräsident Macdonald, sein französischer Kollege Briand und der französische Arbeitsminister Loucheur.

Vor den Neuwahlen zum Völkerbundsrat

Genf. Der Präsident der Vollversammlung, Guerrero, hat die Neuwahlen zum Rat auf Montag nachmittag angesetzt. Nach der Wahlordnung scheiden in diesem Jahre Polen, Chile und Rumänien aus dem Rate aus. Da Polen jedoch einen halbständigen Sitz erhalten hat, kann Polen seine Kandidatur von neuem aufstellen, und dürfte aller Voraussicht nach mit einfacher Stimmenmehrheit gewählt werden. An Stelle von Rumänien haben jetzt Jugoslawien und auch Belgien ihre Kandidaturen aufgestellt. Belgien hatte im Jahre 1927 bei seinem Ausscheiden die Genehmigung der Wiederwählbarkeit auf sich vereinigen können. Es wird als fraglich angesehen, ob Belgien diesmal die notwendige Stimmenzahl erhalten wird.

Nur noch drei Ratstagungen im Jahr beschlossen

Genf. Der Völkerbundsrat hat Freitag vormittag, von einem seit längerer Zeit vorliegenden Antrag der englischen Regierung ausgehend, den Beschluß gefaßt, die Zahl der Tagungen des Völkerbundsrats der bisher viermal im Jahre zusammentrat, auf drei festzusetzen. Der Rat wird künftig am 1. Montag im Januar, am 2. Montag im Mai und 3 Tage vor Beginn der Völkerbundsversammlung im September zusammentreten. Stresemann erklärte, er teile keineswegs die Auffassung, daß eine Verringerung der Ratstagungen auch eine Verringerung der Bedeutung des Völkerbundes sei. Die Staatsmänner seien durch ihre übrigen Arbeiten allzusehr in Anspruch genommen, um viermal im Jahre nach Genf kommen zu können. Aehnlich äußerte sich auch der englische Außenminister.

Macdonald in London eingetroffen

London. Der englische Ministerpräsident Macdonald kam in Begleitung seiner Tochter Isabella am Freitag morgens auf dem Flugplatz von Croydon an. Sie haben die Strecke Paris-London auf dem Luftwege zurückgelegt. Macdonald erklärte bei seiner Ankunft, daß in Genf alles nach Wunsch ginge. Er sei mit dem bisherigen Fortgang der Verhandlungen zufrieden.

Ueberrumpelung oder Einsicht

Dieser Tage äußerte der Ministerpräsident Switalski dem Sejmmarschall Daszynski gegenüber den Wunsch, daß die Regierung bezüglich der Festlegung des kommenden Budgets mit den Vertretern der parlamentarischen Gruppen eine Aussprache führen wolle. Wir sind in der Nachmaizeit gewohnt, mit Ueberraschungen zu rechnen, so daß dieser Schritt zwar eine Sensation hervorrief, aber sofort auch eine kühle Betrachtung Platz griff. Offen ausgesprochen, die Opposition traut dem Schritte der Regierung nicht. Dieser Wunsch, mit den Parlamentariern zusammen zu kommen, wirkte um so mehr, als der Ministerpräsident in aller Deutlichkeit erklärte, daß er in einer Rücksprache mit Pilsudski geboren wurde und was noch weit wichtiger ist, daß Pilsudski selbst an dieser Konferenz mit den Sejmabgeordneten zugegen sein will. Nach den bisherigen Erfahrungen bedeutet dieser Schritt eine Rückkehr zur Zusammenarbeit der Regierung mit dem Sejm, einen Bruch mit den bisher verkündigten Thesen und vor allem eine Revision der Meinung, daß der Sejm ein überflüssiges Uebel sei. Ist dies der ehrliche Wunsch der Regierung oder nur ein Trick, um gewisse Störungen im politischen Leben zu nivellieren?

Wir übergehen die Beschimpfungen, die bisher von dieser Stelle aus dem Sejm zuteil wurden. Denn wir wollen nicht übersehen, daß ja auch das Reformwerk der erwünschten Verfassung einen Sejm vorsieht, wenn er auch praktisch nichts zu sagen haben würde. Man hat also von unseren Reformatoren und Diktatoren praktisch die Notwendigkeit des Parlaments nie verneint, man will es bloß zu einer Jasagemaschine herabwürdigen. Wenn die Regierung nun jetzt doch noch mit dem schlechten Sejm zu einer Zusammenarbeit geneigt ist, so muß dies schon tiefere Ursachen haben. Sie liegen klar auf der Hand. Handelt es sich um ehrliches Wollen, hinter der Vergangenheit einen Strich zu machen und das Parlament zur Mitarbeit heranzuziehen, so würde dies der Erkenntnis entspringen, daß der bisherige Kurs falsch war und daß die Träger der Regierung erkannt haben, daß das angewandte System der Macht in Polen sich als unbrauchbar erwiesen hat. Eine Erkenntnis, die schließlich längst Gemeingut der Bevölkerung ist. Und will die Regierung ihre bisherigen Methoden entschieden ändern, so wäre es vom Parlament verfehlt, die gebotene Hand auszuschlagen und zwar in der Erwartung, daß die Schwierigkeiten so groß sind, die Regierung sich in der Zwickmühle befinde und darum noch weiter nachgeben werde. Es ist nicht zu übersehen, daß gewisse Erfolge der Regierung da sind und wenn das Parlament jetzt nein sagt, dann hat es das Recht verwirkt, sich zu beklagen, daß die Regierung die Zusammenarbeit mit der Volksvertretung sabotiert.

Man darf nicht verkennen, daß der Schritt der Regierung, immer vorausgesetzt, daß er ehrlicher Ueberzeugung entspringt, nicht ohne gewisse Ueberwindung der Vergangenheit erfolgt ist. Gewiß hätte man besser getan, wenn man auch den Mut gezeigt hätte, zu erklären, daß die Demokratie garantiert ist. Lehnt die Mehrheit die Teilnahme an der Aussprache mit der Regierung ab, so ist gewiß noch immer Pilsudski Herr der Lage und hinter ihm steht der militärische Troß. Wir gehen nicht so weit, um anzunehmen, daß in diesem Falle der Sejm aufgelöst wird und eine Verfassung auf dem Wege der Dekrete diktiert wird. Aber eine Ablehnung des Angebots der Regierung bietet hierzu das freie Tor, die Freiheit, einen solchen Schritt zu wagen. Und, daß es noch immer starke Strömungen gibt, die dahin treiben, darf nicht übersehen werden, trotz der Differenzen, die im Regierungslager herrschen.

In politischen Kreisen wird allerdings der Schritt der Regierung als eine Art Ueberrumpelung betrachtet, der zunächst die Aktion nach einer außerordentlichen Sejmsession durchkreuzen soll. Wir wissen, daß es bereits einmal soweit war, daß die Opposition die Sejmeinberufung durchkreuzen wollte. Die Tagung wurde verhindert durch die Haltung der P. P. S., die es ablehnte, gemeinsame Sache mit der Rechtsreaktion zu machen, die Träger dieser Idee war. Die P. P. S. sagte Abwarten zu, bis ihr der Moment geeignet erschien. Heute dürfte die P. P. S. nicht mehr abwarten, sondern sich einer Aktion nach Einberufung einer außerordentlichen Sejmsession anschließen, da auch sie der Meinung ist, daß zur gegenwärtigen Krise das Parlament Stellung nehmen muß. Die Nationaldemokraten haben nun erneut den Beschluß gefaßt, die außerordentliche Sejm-



Guido Thielscher

wohl der bekannteste und beliebteste deutsche Komiker, feiert am 10. September seinen 70. Geburtstag.

Eine Konferenz für die Vereinigten Staaten von Europa?

London. Wie „Pertinax“ dem „Daily Telegraph“ berichtet, beabsichtigt Briand in der nächsten Woche eine Konferenz der Führer der europäischen Völkerbundsabordnungen zusammenzurufen, um mit ihnen seinen Plan der Vereinigten europäischen Staaten zu erörtern. Die Zusammenkunft werde nicht amtlichen Charakter tragen. Briand sei der Auffassung, daß kein Fortschritt erzielt werden könne, solange die ganze Frage nicht mit den verantwortlichen Ministern besprochen sei. Nach Auffassung des französischen Ministerpräsidenten könnten die verantwortlichen Minister in den einzelnen Ländern bei der Durchführung eines derartigen Planes nur dann erfolgreich sein, wenn sie in der Lage seien, politische Gedanken über alle praktischen Schwierigkeiten zu stellen. Briand habe hierin wahrscheinlich etwas ähnliches im Auge, wie das durch die panamerikanische Konferenz herbeigeführte Abkommen oder mit entsprechenden Aenderungen die Vereinbarungen zwischen den einzelnen Gliedern der britischen Nation. Vorläufig hoffe man — ob zu recht oder unrecht, bleibe zunächst abzuwarten —, noch vor Ende des Jahres außerhalb des Völkerbundes eine Konferenz abhalten zu können, um den Gedanken einer wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit weiter zu fordern. Ein sorgfältiges Studium der Rede Briands zu dieser Frage lasse in weiten Kreisen den Verdacht aufkommen, daß er auf diesem Umwege vielleicht einen Teil des Genfer Protokolls verwirklichen wolle.

Dr. Stresemann über die Mandatsfrage

Genf. Reichsaußenminister Dr. Stresemann hat in der Freitagsitzung des Rates einerseits zu den Erklärungen Hendersons über die Vorgänge in Palästina und andererseits zu dem Bericht der Mandatskommission und den bekannten englischen Vorschlägen auf Abänderung des englischen Mandatsgebietes in Ostafrika Stellung genommen. Dr. Stresemann erklärte u. a., man könne mit Befriedigung davon Kenntnis nehmen, daß die britische Regierung alle Maßnahmen getroffen hat, um die Unruhen in Palästina schleunigst zu beenden und das friedliche Nebeneinanderleben in den Mandatsgebieten zu sichern.

Der Berichterstatter hat in seinem Bericht, so sagte Stresemann, auf die Befürchtungen hingewiesen, die wegen des Berichtes der Hilton-Young-Kommission in der Mandatskommission geäußert worden sind. Ich möchte ihm in diesem Punkte besonders beitreten. Ich glaube, daß die Mandatskommission sich auf dem richtigen Wege befindet, wenn sie den ihr zugeleiteten Bericht einer eingehenden Prüfung unterzieht. Es ist in der Tat die Grundlage des ganzen Mandatssystem, daß die Mandatsgebiete selbständige internationale Einheiten sind, hinsichtlich deren die Mandatsmächte dem Völkerbund als Mandanten Rechenschaft schuldig sind. Dieser leitende Grundsatz, der in der Völkerbundssatzung selbst verankert ist, stehe als Bestimmung in der Mandatsurkunde. Keine dieser Bestimmungen könne so ausgelegt werden, daß dieser oberste Grundsatz verletzt würde. Wenn daher auch nach der Tanganjika-Mandatsurkunde in verwaltungstechnischer Hinsicht eine gewisse Zusammenfassung mit benachbarten Gebieten möglich ist, so darf doch keine Verschmelzung in der Art stattfinden, daß das weitere Verbleiben des Mandatsgebietes als selbständige politische Einheit und damit die ständige Ueberwachung der Ausführung des Mandats durch den Völkerbund in Frage gestellt wird. Der britische Vertreter in der Mandatskommission glaube annehmen zu können, daß diese sich auf ihrer Novembertagung nochmals mit der Angelegenheit befassen kann, ehe die britische Regierung zu entscheidenden Maßnahmen schreitet. Ich hoffe sehr, so betonte Dr. Stresemann zum Schluß, daß dies geschehen wird und daß es der Zusammenarbeit zwischen der Mandatskommission und der Mandatsmacht gelingen wird, die Frage im Sinne der Völkerbundssatzung und des Mandatsgebietes endgültig zu bereinigen.

session zu erzwingen und da die Regierung weiß, daß sie in einem solchen Falle ins Hintertreffen gelangen würde, unternimmt sie von sich aus den Feldzug und wünscht die Einberufung einer parlamentarischen Konferenz zur Besprechung über die Rationalisierung des Budgets. Gewiß ein geschickter Schachzug gegen die Opposition, wenn er dem Ansinnen entspringt, wie es in der Regierungspresse nachzulesen ist. Die Regierung wünscht Aktivierung des Parlaments, will sich dessen Einberufung nicht aufzwingen lassen.

Im Getriebe unserer Politik, bei dem heutigen Kurs, ist auch eine solche Auslegung der Absichten der Regierung möglich. Wir wollen uns dieser Meinung nicht anschließen, sind hingegen der Auffassung, daß die Regierung diesen Schritt vollog, um auch den eigenen Anhängern zu zeigen, daß die Politik auch ohne ihre egoistischen Ziele durchführbar ist. Kein Geheimnis, daß der Regierungsblock innerhalb der Interessenkämpfe der Zersprengung droht. Er ist ein Machtinstrument der Oberstengruppe geworden, und mit dieser Strömung vermögen sich nun drei andere Richtungen im B. B.-Klub nicht auszusöhnen. Die Konservativen unter Radziwill haben andere Interessen als die Nurmilitaristen unter Slaweks Leitung und die Bauern und Industriellen wünschen alles andere, nur nicht Machtexperimente, die Polen zugrunde richten können. Auch diese Erscheinung kann mit dazu beigetragen haben, daß die Regierung ihren Kurs wendet, um freie Hand nach beiden Seiten zu haben. Gegenüber der Opposition der Zusammenarbeit mit dem Sejm, dem Regierungsblock gegenüber mit der Tatsache, daß auch ohne ihm Politik möglich ist. Wir stellen nur die Meinungen dar, enthalten uns ausdrücklich eines abschließenden Urteils.

Niemand der ein demokratisches Polen wünscht, ein Polen des Aufbaus und des Fortschritts, soll aus kleinen verärgerten Gründen die ausgestreckte Hand der Regierung zurückweisen. Denn über dem eigenen Interesse steht das Interesse des Volkes, der breiten Volksmassen, die die Kosten der Fehler von Regierung und Sejm jeweils zu tragen haben. Aber will die Regierung ehrliche Zusammenarbeit, dann aber rasche Regierungsumbildung, die ja sowieso geplant ist. Und mit einer auf demokratischem Boden beruhenden Regierung vor die Volksvertretung, selbst wenn es nur eine Konferenz ist und offenes Spiel, wohin der Weg geht. Wenn er zur Rückkehr der Achtung der bestehenden Verfassung ohne jede Einschränkung führt, dann muß jede Opposition die Vergangenheit vergessen und ein neues Leben muß den Staat befruchten, selbst dann, wenn man die Person Pilsudskis scharf umstreitet. Die nächsten Tage werden uns darüber näher belehren, ob auch die Regierung diesen Weg gehen will. Aussöhnung mit dem Sejm, also Einsicht, Ueberrumpelung und Katastrophe, das sind die Aussichten!

—ll.

Dr. Breitscheid über Wirtschaftsprobleme

Genf. Der Abgeordnete Dr. Breitscheid (S. P. D.) beschäftigte sich in einem Rundfunkvortrag mit dem Wirtschaftsprogramm. Er wies darauf hin, daß fast alle Redner der gegenwärtigen Tagung sich mit Wirtschaftsfragen beschäftigt hätten. So habe Macdonald das Problem der Zolltarife erwähnt, das Schuld an dem Elend, den niedrigen Löhnen und der Arbeitslosigkeit habe. Briand habe in seiner Rede das Wort von der wirtschaftlichen Abrüstung geprägt. Ihm schwebt hier eine Art enger Verbindung der europäischen Staaten besonders auch auf wirtschaftlichem Gebiete vor. Die Weltwirtschaftskommission habe zwar eine Reihe weiser Empfehlungen über den Zollabbau formuliert, diese seien aber auf dem Papier geblieben und die Staaten hätten inzwischen zum Teil ihre Zölle nicht abgebaut, sondern sogar erhöht. Persönlich sei er überzeugt, daß Deutschland einem vernünftigen Zusammenwirken der europäischen Staaten auf wirtschaftlichem Gebiet sympathisch gegenübersteht, vorausgesetzt, daß damit keine aggressive Politik gegen die Vereinigten Staaten von Amerika bezweckt wird.

Denn diese würde für Europa verderbliche Folgen haben. Wirtschaftliche Abrüstung heiße das Wort, das Briand ausgesprochen habe. Er hoffe, daß die Idee der wirtschaftlichen Abrüstung nicht den Leidensweg der militärischen Abrüstung gehen werde. Der Wirtschaftsfriede sei eine der wesentlichsten Voraussetzungen des Völkerfriedens.

Zu dem geplanten Attentat auf Tschiangkaischek

Peking. Die chinesische amtliche Telegraphen-Agentur teilt zu den in der letzten Zeit im Auslande verbreiteten Nachrichten über ein Attentat auf Marschall Tschiangkaischek folgendes mit: Die chinesischen Behörden haben in Peking das Mitglied des Zentralkomitees der Kuomintang, Goschentin, verhaftet, der ein Attentat auf Marschall Tschiangkaischek geplant. Goschentin stand in Verbindung mit verschiedenen Kreisen des chinesischen Generalstabes und der chinesischen Kriegsakademie. Die Gruppe hatte beschlossen, Marschall Tschiangkaischek durch einen Revolverschuß zu töten. Die Gruppe bestand aus 17 Mann, die gut bewaffnet war und außerdem ihre Anhänger in der Leibgarde des Marschalls Tschiangkaischek hatte. Die Gruppe wurde verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Marschall Tschiangkaischek hat seine persönliche Bewachung verstärkt.



Der erste Chef einer deutschen Flotte

Admiral Bromme, genannt „Brommy“, wurde am 10. September vor 125 Jahren in Anger bei Leipzig geboren. 1848 wurde er in die Marinekommission der Deutschen Nationalversammlung berufen und im März des folgenden Jahres als Reichskommissar mit dem Aufbau einer deutschen Flotte beauftragt. Schon nach wenigen Monaten hatte er sein Werk so weit gefördert, daß er am 4. Juni 1849 mit drei Dampfern das dänische Blockadegeschwader vor der Wesermündung vertreiben konnte. Nach der Auflösung der deutschen Flotte im März 1853 wurde er verabschiedet.

Zur Verhaftung der litauischen Emigranten

Keine Auslieferungsmöglichkeiten an Litauen.

Kowno. Die Festnahme des Führers der litauischen Emigranten in Polen, Pletschkaitis, auf ostpreußischem Boden hat hier größtes Aufsehen erregt. Der litauische Kreischef von Willowischki hat sich nach Deutschland begeben, um möglich rasch in den Besitz des Untersuchungsergebnisses zu gelangen. Ueber die Absichten, die die auf ostpreußischem Gebiet festgenommenen Emigranten hatte, sind die Ansichten geteilt. Es wird daran erinnert, daß schon einmal, nämlich im Sommer 1927, ein Putsch in Tauroggen und Olyta ins Werk gesetzt wurde, als Woldemaras sich in Genf befand. Man hält es nicht für unwahrscheinlich, daß etwas ähnliches auch dieses Mal in der Gegend von Wirballen und Kybarti geplant war, wo Pletschkaitis s. Zt. agitatorisch gewirkt hat und auch heute noch auf einen gewissen Anhang rechnet.

Eine andere Ansicht geht dahin, daß die Absicht bestanden habe, einen Bombenanschlag auf den Eisenbahnzug zu verüben, mit dem Woldemaras von der jetzigen Völkerbundstagung von Genf zurückkehren wird. Gegen diese Ansicht spricht der Umstand, daß Pletschkaitis sich der Gefahr einer raschen Entdeckung ausgesetzt hätte.

Ein Auslieferungsantrag ist von der litauischen Regierung noch nicht gestellt worden. Es ist aber zu erwarten, daß das noch geschehen wird. Da aber zwischen Deutschland und Litauen ein Auslieferungsvertrag nicht besteht, dürfte es fraglich sein, ob einem solchen Ansuchen der litauischen Regierung deutscherseits stattgegeben werden wird.

Große Wolkenbrüche über Griechenland

Athen. Ueber ganz Griechenland gehen Wolkenbrüche von riesigen Ausmaßen nieder, die die schwersten Schäden an Kulturen und große Ueberschwemmungen anrichteten. Athen ist in ein zweites Venedig verwandelt. Der Verkehr im Zentrum der Stadt ist für längere Zeit lahmgelegt worden. Am meisten hat durch die großen Wasserschäden das Flüchtlingslager gelitten. Der Sachschaden ist überall außerordentlich groß.

Die Liquidierung deutschen Eigentums in Polen

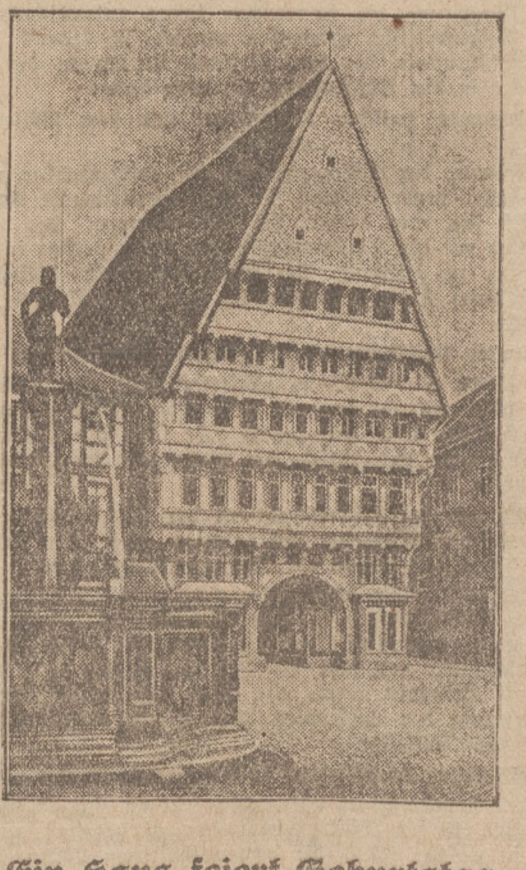
Genf. Der Völkerbundsrat hat am Freitag die Beschwerde der deutschen Abgeordneten im polnischen Sejm Naumann und Graebe über die Liquidierung des Eigentums früherer deutscher jetzt polnischer Staatsangehöriger durch die polnische Regierung geprüft. Auf Grund eines Berichtes des Berichterstatters Adatschi wurde festgestellt, daß zwischen der deutschen und polnischen Regierung eine Vereinbarung zustande gekommen ist, nach der ein Verfahren für die Regelung derartige Fälle auf Grund einer von der deutschen Regierung bis zum 1. Oktober 1929 einzureichenden Liste erfolgen soll.

Blutige Zusammenstöße beim Hafenarbeiterstreik in Nantes

Paris. Unter Einfluß der Kommunisten hat sich die Lage im Hafenarbeiterstreik in Nantes verschärft. Im Laufe wiederholter Zwischenfälle, in denen die arbeitswilligen Arbeiter an der Arbeit mit Gewalt gehindert werden sollten, wurde ein Hafenarbeiter getötet und mehrere verletzt. Gendarmerie mußte einschreiten und mehrere Verhaftungen vornehmen, um die Wiederaufnahme der Arbeit zu ermöglichen.

Eine neue Note Rußlands an China

Kowno. Wie aus Moskau gemeldet wird, übermittelte am Freitag das Außenkommissariat in den Abendstunden dem deutschen Botschafter in Moskau eine neue Note zum russisch-chinesischen Streit.



Ein Haus feiert Geburtstag

Am 8. September wird in Hildesheim das 400jährige Bestehen des Knochenhaueramtshauses, des berühmtesten Fachwerkbaues Deutschlands, festlich begangen. Das gesamte Handwerk der alten Stadt feiert den Ehrentag dieses schönsten Kulturdenkmals einer deutschen Zunft.

Polnisch-Schlesien

Zum Kapitel „Pressefreiheit“

Es ist bekannt, daß die öfteren deutsch- und regierungsfeindlichen Auslassungen der polnischen Presse in Deutsch-Oberschlesien nur deshalb möglich sind, weil in Deutschland tatsächlich vollkommene Pressefreiheit herrscht, während die deutsche Presse in Polen unter dem vom Pilsudski erlassenen Pressedekret große Schikanen zu erdulden hat. Die Bestrafung der deutschen Redakteure gehört fast „zum täglichen Brot“ der polnischen Gerichte und die Beschlagnahmung deutscher Zeitungen ist sozusagen die Tagesaufgabe polnischer Staatsanwälte. Aber auch die im Gegensatz zum Pilsudskilager stehende polnische Presse spürt die Segnungen der „Pressefreiheit“ im freien Polen nur zu deutlich. Korfantys „Polonia“ schreibt über „Die 80. Konfiskation“ u. a.

„Wenn man sich die Zeiten der größten preußischen Unfreiheit und die Bestrafung der polnischen Redakteure ins Gedächtnis zurückruft und die preußischen Praktiken mit der „Pressefreiheit“ vergleicht, die uns im Artikel 1 des Pressedekrets zugesichert ist, so zieht der Mensch unwillkürlich auf Grund dieser Vergleiche schmerzliche Schlüsse. Polen ist nicht schuld, daß es so ist! Erinnern wir uns nur solcher Momente aus unserer Unfreiheit, wie das antipolnische Auftreten Wilhelms des Zweiten in Gnesen von der „slavischen Unverschämtheit!“ Wie scharf und rücksichtslos hat die polnische Presse den Kaiser kritisiert. Erinnern wir uns, welch rücksichtsloser Kritik war Bismarck, Bülow und andere unterzogen! Zumeist ging dies straflos vorüber. Und heute darf man im freien Polen nicht schreiben, daß dieser oder jener Minister Fehler begeht, und besonders die Person des Kriegsministers Pilsudski — nach Ansicht des Zensors — iist unantastbar. Nach seiner Ansicht ist Herr Pilsudski unfehlbar, weil wegen einer solchen, ihn hinsichtlich der Form in keiner Weise verletzende Kritik die „Polonia“ zum 80. Male konfisziert wurde. Ein zweiter Anlaß zur Beschlagnahme, war die Stimme eines Arbeitslosen, weil es bei uns trotz der Arbeitslosigkeit angeblich an Händen zur Arbeit mangelt. Dieser Arbeitslose beklagt sich darüber, daß es für Menschen, die das 35. oder 40. Lebensjahr beendet haben, keine Arbeit gibt, weil man nur junge Leute einstellt. Zum Schluß macht er die Bemerkung, daß die Gelder, die für fröhliche Biwaks der sogenannten Aufständischen, für Rauts, Akademien usw. ausgegeben werden, besser dazu verwendet werden müßten, daß man sie unter die Arbeitslosen als besondere Beihilfen verteilt. Und diese Bemerkungen, verbunden mit bestimmten Wahlpraktiken, haben keine Gnade vor den Augen des Zensors gefunden und wurden die Ursache der Beschlagnahme.

Solche Zeiten sind im freien Polen gekommen, daß der Bürger in den Spalten der Zeitungen ein Wort der Kritik nicht aussprechen darf.“

Diesen Ausführungen etwas hinzuzufügen, hieße, sie abschwächen. Wenn man die Schreibweise der polnischen Blätter in Deutschland zum Vergleich heranzieht, so müßte, falls das polnische Pressedekret in dieser Form in Deutschland bestünde, der Staatsanwalt täglich eingreifen; währenddessen erlauben sich die polnischen Redakteure gemeine Ausfälle und Gehässigkeiten nicht nur gegen die Regierung, sondern gegen das deutsche Volk überhaupt.

Aus einer Polizeistube

Am 28. August wurde der Redakteur Adolf Kietzmann in Kempen vor das dortige Polizeibüro geladen, um dort zu Protokoll vernommen zu werden. Da Herr Kietzmann der polnischen Sprache nicht mächtig ist, nahm er sich einen 21 Jahre alten jungen Mann als Dolmetscher mit. Der hohe Herr Stadtkommandant Eitner, der einige Tage zuvor die auch von uns gemeldete denkwürdige Haussuchung bei Herrn Kietzmann veranstaltet hatte, fragte zunächst, was denn die mitgebrachte Person solle, worauf Herr Kietzmann antwortete: „Das ist mein Dolmetscher“. Der Stadtkommandant Eitner wies den jungen Mann aus dem Bürö mit den Worten: „Taki smarkacz nie jest dolmaczem, co te psykriwie sobie szisko pozwalam“. Das heißt auf Deutsch: „Solch ein Schnodder ist kein Dolmetscher, was sich diese Bluthunde nicht alles erlauben.“ Der Stadtkommandant untersagte es Herrn Kietzmann, deutsch zu sprechen. Herr Kietzmann nahm Papier zur Hand und notierte sich diese amtlichen Kraftausdrücke. Als der Stadtkommandant Eitner dieses gewahrte, fragte er, was sich Herr K. notiere. „Das ist meine Sache“, erhielt er zur Antwort. Nun ging es weiter mit der Protokollaufnahme; doch gab es bald eine Unterbrechung, denn der Herr Posterunek sah erst in aller Ruhe seine Post durch. Nachdem man wieder zur Verhandlung geschritten war, wurde sie erneut unterbrochen; es wurde eine blaue Mappe gesucht. Von neuem ging es mit dem Protokoll weiter. Als Herr Kietzmann einen polnischen Ausdruck nicht verstand, fragte der anscheinend viele Sprachen beherrschende Stadtkommandant, ob Herr K. chinesisch verstehe. Hierauf antwortete Herr Kietzmann: „Ich wohne in Polen und brauche die chinesische Sprache nicht“. Der Stadtkommandant bezeichnete hierauf Herrn Kietzmann als einen Idioten, worauf ihm Herr K. sagte, daß Idioten nicht verhandlungsfähig wären und verließ, ohne das Protokoll zu beenden, das Polizeibüro.

Ein Kommentar dürfte sich erübrigen.

Bund für Arbeiterbildung

Zu dem Bericht über die Generalversammlung des B. f. A. erhalten wir seitens der D. S. A. J. nachstehende Zuschrift:

Endesunterzeichnete Organisation gibt nachstehende Erklärung zu der am Sonntag, den 25. August stattgefundenen Tagung des Bundes für Arbeiterbildung sowie Berichterstattung im „Volkswille“ vom 27. August.

Die Behauptungen des Pospiech, daß an dem Jugendtreffen in Laurahütte ein führendes Gewerkschaftsmitglied im Gegensatz zum Verhalten vor Jugendliche sich benommen hat und dadurch verschiedenes Nichtgelingen seine Schuld sei, erklären wir, daß das Jugendtreffen in Laurahütte eines der besten, die wir erlebt haben, war und wir diesem führenden Gewerkschaftsmitglied für das Gelingen unsern Dank aussprechen. Irgendwelche Entgleisungen der Aelteren gegenüber den Jüngeren, sind nicht beobachtet worden, was wir besonders hierbei bemerken.

Deutsche Sozialistische Arbeiter-Jugend, Bezirk Oberschlesien.

Der Kampf gegen die deutsche Minderheitsschule

Beschwerde an den Völkerbund

Als nach Abschluß der Anmeldungen für die Volksschulen die polnische Presse triumphierend meldete, nur 7 Prozent seien auf die deutschen Schulen entfallen, waren wir im Bilde, wenn auch die deutschbürgerliche Presse weiterhin einen gewissen Optimismus bewahrte. Wir haben uns seinerzeit nicht getäuscht, unsere Befürchtungen sind eingetroffen und weit schlimmer, als wir sie annahmen.

Beim Schulbeginn konnte man es feststellen. Aus allen Ortschaften laufen Klagen ein von deutschen Eltern, daß ihre Kinder in die Minderheitsschule nicht aufgenommen worden sind. Eine Reihe eidesstattliche Protokolle darüber liegen bereits vor, nach denen von Frauen Anmeldungen entgegengenommen wurden, obwohl diese über eine schriftliche Vollmacht ihres Mannes nicht verfügten. Hier hätte die Schulkommission die Pflicht gehabt, die betreffenden Frauen auf die maßgebenden Rechtsvorschriften aufmerksam zu machen. Doch es geschah nicht und wenn dann die Väter sich meldeten, so wurde diesen bedeutet, daß alles bereits erledigt sei. Ein derartiges Verfahren ist unzulässig und als eine große Pflichtverletzung anzusehen. In manchen Fällen handelt es sich bei den zurückgewiesenen Kindern auch um solche, die damals die sogenannten Maurerprüfungen nicht bestanden haben. Die Eltern dieser Kinder haben nun nach einer Entscheidung Calonders das Recht der nochmaligen Anmeldung für das Schuljahr 1928/29.

Bis jetzt liegen die Ergebnisse von 15 Schulen über Zulassungen von Kindern zur Minderheitsschule vor, von 60 Schulen sind sie bisher ausgeblieben. Aber auch bei den letzteren wird es nicht besser aussehen, wie bei den 15, vielleicht gar noch schlimmer.

Selbstverständlich hat dies alles in deutschen Kreisen, insbesondere den Erziehungsberechtigten, große Besorgnisse hervorgerufen. Ob aber noch eine Aenderung herbeizuführen sein wird, läßt sich vorläufig nicht übersehen. Viel Hoffnung, wir urteilen nach den bisherigen Erfahrungen, ist nicht vorhanden. Möglich ist es aber auch, daß nachstehende Beschwerde, die Senator Dr. Pant im Auftrage der deutschen Abgeordneten nach Genf richtete Erfolg hat. Die Beschwerde hat folgenden Wortlaut:

Völkerbundssekretariat

Genf.

Von 75 deutschen Minderheitsschulen in Polnisch-Oberschlesien liegen bis heute aus 15 Schulen die Ergebnisse der Zulassung der Kinder zur Schule am Schulanfang (dritten September) vor.

Für diese 15 Schulen waren 618 Kinder neu angemeldet, nicht zugelassen wurden 242, in manchen Orten bis an 90 Prozent der angemeldeten Kinder. Als Hauptgrund der Nichtzulassung wird von den Behörden angegeben, daß die Eltern nicht die Erklärung über die Minderheits- und Sprachzugehörigkeit abgegeben hatten. Nach Angabe der Eltern ist dies umzutreffend.

Wir erheben eindringlichst Beschwerde wegen der offenbaren schweren Mißbräuche, welche bei der Beurkundung der von den Erziehungsberechtigten abgegebenen Erklärungen vorgekommen sind.

Wir bitten

a) um Entscheidung der seit ersten Juli 1928 beim Völkerbund schwebenden Beschwerde betreffend die Unzulässigkeit der Forderung des persönlichen Erscheinens der Eltern zur Schulanmeldung,

b) Vorsorge zu treffen, daß Verhandlungen mit der polnischen Regierung geführt werden, zur Ausschaltung der verschiedenen Formalismen, mit denen den Eltern ihre Rechte auf die Schule nach dem Genfer Vertrage beschnitten werden,

c) auf jeden Fall zu veranlassen, daß die fraglichen Kinder bis zur endgültigen Klärung der Beschwerden zunächst in die Minderheitsschule zugelassen werden.

Vorstellungen bei der Wojewodschaft verliefen ergebnislos.

Für die deutschen Abgeordneten
Senator Doktor Pant
Krolewska Huta

Getrennt in Posen — vereinigt in Oberschlesien

Die Sanacja Moralna ist überall dieselbe, gleichgültig ob Posen, Warschau oder Kattowitz, weil sie überall dieselben Kampfesmethoden anwendet. Aber die Wahltaktik dieser politischen Richtung ist nicht überall dieselbe. In der Wojewodschaft Posen wurden die Kommunalwahlen ausgeschrieben und werden demnächst stattfinden. Für uns haben diese Wahlen große Bedeutung, weil auch bei uns die Kommunalwahlen ausgeschrieben wurden, die zwei Monate später stattfinden werden. Die politische Situation in Posen ist so ziemlich identisch mit der unsrigen in Polnisch-Oberschlesien. Hier und dort tobt ein nationalistischer Kampf mit der deutschen nationalen Minderheit und in beiden Provinzen ist die Parteigruppierung ungefähr dieselbe. Nur die führenden Personen sind nicht dieselben und sind im Gebrauch der Kampfeswaffen etwas vorsichtiger, was aber nicht hindert, daß der Parteienhaß auch dort sehr groß ist. In Posen fürchtet man die Deutschengefahr nicht so sehr, wie dies bei uns der Fall ist und damit läßt sich erklären, daß die Sanacja Moralna in Posen bei den bevorstehenden Kommunalwahlen auf mehrere Gruppen verteilt würde, die unabhängig von einander den Wahlkampf führen. Das bezieht sich hauptsächlich auf die Stadt Posen, wo die Sanacja mit aller Gewalt eine Mehrheit erobern will und unter verschiedenen Firmen marschiert. Dadurch will sie die Wähler irreführen. Die erste Gruppe der Posener Sanatoren bildet der „Demokratische Block für Arbeit und Wirtschaft“, der besonders auf die Stimmen der Staats- und Kommunalbeamten reflektiert und unter Führung eines Staatsbeamten, Dr. Surzynski, steht. Die zweite Gruppe führt den Kampf unter der Firma: „Polnischer Demokratischer Wahlblock“, der die N. P. R.-Lewica (die Linke) repräsentiert. Der dritte Block, sind die Sanacja-Sozialisten, die wir bei uns auch unter dem schönen Namen der Binischkiewiczianer kennen und zuletzt der vierte Sanacjawahlblock nennt sich „Handwerker-Wirtschaftsblock“. In Posen ist das Handwerksgewerbe zahlreich vertreten, weshalb die Sanatoren einen besonderen „Handwerker-Wahlblock“ geschaffen haben, um Stimmen zu fangen. Diese Zerlegung der Sanacja in Posen ist als eine Schwäche auszulegen, denn eine Partei, welche genügend Anhänger besitzt, wird sich solcher Firmen nicht bedienen, die nur auf die schwache Orientierung der Wähler berechnet sind. Es ist auch zu erwarten, daß der Erfolg danach aussehen wird.

In Polnisch-Oberschlesien liegen die Dinge anders, was jedoch nicht bedeuten soll, daß die hiesigen Sanatoren fest im Sattel sitzen. Sie bauen zwar auf dem Wahlergebnisse bei den letzten Sejmwahlen für den Warschauer Sejm, aber sie werden eine Enttäuschung erleben, vorausgesetzt, daß die Wahlen vorschriftsmäßig durchgeführt werden, d. h. kein Mißbrauch getrieben wird. Jedenfalls wird die Sanacja bei uns geschlossen vorgehen. Sie spricht hier von der „Deutschengefahr“ der gegenüber eine geschlossene Front erforderlich ist. Aber auch hier wird die Sanacja den Wahlkampf nicht unter ihrer politischen Firma, der „Katholischen Nationalen Arbeitsgemeinschaft“ führen, sondern sich eine neue Firma anlegen. Vorläufig zerbrechen sich noch die schlesischen Sanatoren die Köpfe über die Firma und können nichts geeignetes erfinden. Doch sehen wir daraus, daß die Wahltaktik der Sanatoren in den einzelnen Wojewodschaften grundverschieden ist.

Um die Einheitsfront im polnischen Lager

Wie die „Polonia“ meldet, hat Wojewode Grazynski eine Anzahl prominenter Personen aus dem politischen Leben zu einer Konferenz eingeladen, auf der zur Bildung einer polnischen Einheitsfront bei den Kommnalwahlen beraten werden soll. Obwohl der Einladung Folge geleistet wurde, so war wenig Neigung zu einer allgemeinen Aussprache vorhanden gewesen, so daß der Wojewode einzeln verhandeln mußte. Die „Polonia“ berichtet weiter, daß die Besprechungen ergebnislos verlaufen sind.

Zuerst polnisches Theater und dann erst deutsches beim diesjährigen Saisonbeginn

Nach einer Ankündigung des polnisch-katholischen Schulvereins Beuthen, werden die ersten diesjährigen polnischen Gastspiele in Oberschlesien bereits Mitte September erfolgen. Die Kattowitzer polnische Oper wird am 13. September in Hindenburg, am 15. im Stadttheater Beuthen, am 20. gleichfalls in Beuthen, am 21. wieder in Hindenburg und am 30. in Gleiwitz spielen. Beachtenswerterweise werden also in diesem Jahre die polnischen Gastspiele bereits im deutschoberschlesischen Industriebezirk stattfinden, bevor das Oberschlesische Landestheater die deutsche Theatersaison eröffnet hat.

Französische Parlamentarier kommen nach Kattowitz

Donnerstag, den 12. September, treffen in Kattowitz 31 französische Parlamentarier unter der Führung des Politikers Locquin ein. Ein großes Bankett wird den illustren Gästen im Hotel Savoy gegeben werden, worauf dann die Besichtigung der Arbeiterkolonie bei Schwientochlowitz, des Chorzower Stickstoffwerkes sowie der Königshütte erfolgt. Am selben Tage begeben sich die Gäste nach Gdingen.

Kattowitz und Umgebung

Aus der Kattowitzer Magistratssitzung.

Städt. Zuschuß von 50 000 Zloty für das Heim der städt. Angestellten.

Nachstehende Beschlüsse wurden auf der Mittwoch-Sitzung des Magistrats in Kattowitz gefaßt:

Vorzunehmen ist die Beleuchtung der ulica Raciborska, durch welche die Zufahrt zum städtischen Krankenhaus und später auch zu der noch im Bau befindlichen städtischen Schwimmanstalt auf dem Buglaschen Gelände erfolgt. Zunächst wird der Straßenteil bis zum städtischen Häuserblock beleuchtet. — Die Kanalisation der ulica Graniczna und ulica Krasienskiego hat ebenfalls zu erfolgen.

Die Baracke für zwangsweise Behandlung geschlechtskranker Patienten wird auf städtischem Gelände und zwar dort, wo sich die Station für Geschlechtskranke (ulica Raciborska) befindet, errichtet.

Nach erfolgter Zuteilung der Bauarbeiten für die Errichtung der projektierten Wohnhäuschen für die ärmere Bevölkerung, werden die Arbeiten für zwei noch nicht zugeschlagenen Wohnhäuschen der Firma Donat-Kolodziej übertragen. Verschiedene weitere Firmen erhielten den Auftrag zwecks Anlieferung von Pflasterungsmaterial.

Für die Unterbringung der Kinder-Schwestern, sowie des Dienstpersonals wird der Ankauf des Inspektorgebäudes mit allen Anbauten in Groß-Gorzyce erfolgen, wo sich bekanntlich das städtische Kinder-Erholungsheim befinden wird.

Auf Antrag wird der Privatschule im. Adama Miczkiewicza die kleine Ausstellungshalle im Park Kosciuszki in Kattowitz für einen Monat zur Verfügung gestellt.

Gewährt wird der Kommunalbeamten-Vereinigung zwecks Errichtung eines Erholungsheimes für die städtischen Beamten

von Kattowitz, eine Subvention von 50 000 Zloty. Dieses Geld überweist der Magistrat an die städtische Sparkasse zur weiteren Disposition für die vorerwähnte Vereinigung.

Angestellt wird als Assistenzarzt im städtischen Krankenhaus in Kattowitz der Arzt Dr. Tokarski. — Auf Antrag erhält die Direktion der Schlesischen Musikschule eine Beihilfe im Betrage von 1000 Zloty. — Der Firma A. E. G. wird der Auftrag zwecks Anlieferung von Armaturen für das neue Schulgebäude in Zalenzer-Halde erteilt. — Professor Tolwinski aus Warschau wird nachträglich in der Eigenschaft als Mitglied in die Kommission, welche über das Projekt betr. den Ausbau des Geländes für das städtische Zentral-Krankenhaus in Ligota zu entscheiden hat, zugelassen. — Zur Erledigung gelangten schließlich auf der Magistratssitzung noch mehrere Personal- und Wohnungsangelegenheiten.

Volkshochschule Kattowitz. Die Sprachkurse der Kattowitzer Volkshochschule, die anerkannt die besten und billigsten sind, beginnen am 16. September. Es finden Kurse in Polnisch, Deutsch, Französisch und Englisch statt, für Anfänger wie für Fortgeschrittene. In letzteren werden behandelt: Grzegorzewski, 2. Teil, Gottfried Keller, Leute von Selowyla, Romain Rolland, Jean-Christophe, 1. Teil und Wells, A. Dream. Meldungen und nähere Auskünfte in der Buchhandlung von Hirsch am Ringe.

Vom Urlaub zurückgekehrt. Der Delegat bei der Kattowitzer Generalstaatsanwaltschaft, Dr. Witold Sehannek, ist am vergangenen Donnerstag von seinem mehrwöchentlichen Erholungsurlaub zurückgekehrt und hat inzwischen seine Amtsgeschäfte wieder aufgenommen.

Von der Bautätigkeit im Landkreis Kattowitz. Innerhalb des Landkreises Kattowitz wurden im Monat Juli insgesamt 48 neue Wohnungen geschaffen. Es handelt sich hierbei um 5 Einzimmerwohnungen, 8 Wohnungen mit einer Stube und Küche und 35 Zweizimmerwohnungen mit Küche. Im gleichen Monat wurde durch die Baupolizei die Baugenehmigung von 12 neuen Wohnhäusern, 12 An- und 13 Hochbauten erteilt.

Sonntagskonzert bei Bugla. In diesen heißen Tagen ist das Buglasche Etablissement am Tage wie am Abend eine ideale Erholungsstätte. Am Sonntag wird bei schönem Wetter ab 5½ Uhr das 1. Kattowitzer Konzertorchester in voller Besetzung dort konzertieren.

Kriminelles. Insgesamt 49 Verhaftungen wurden im Monat Juli innerhalb des Landkreises Kattowitz vorgenommen. Unter den Arretierten befanden sich 41 männliche und 8 weibliche Personen. Die Verhaftungen erfolgten wegen Widerstand gegen die Polizeigewalt in 8 Fällen, wegen Schmuggel in 6, Bettelei 1, Dokumentenfälschung 1, Totschlag 1, Körperverletzung 1, Vergehen gegen die Polizeivorschriften 1, Entziehung vom Herresdienst 1, Raubüberfall in 4 Fällen, Sittlichkeitsvergehen in 5, Diebstahl 6, Einbruchsdiebstahl 2 und wegen anderer Vergehen in 11 Fällen.

Ein Motorrad beschlagnahmt. In der Wohnung des Paul Rother in Lipiny wurde während einer Revision durch Zollbeamte ein Motorrad im Werte von 4000 Zloty konfisziert. Nach den bisher eingeleiteten Feststellungen soll das Motorrad unverzollt aus Deutschland nach Polen eingeführt worden sein.

Mit der „Luftbüchse“ gegen die Verfolger

Der mißglückte Kirchendiebstahl

Ein Banditenstückchen führten am 5. Juni d. Js. zwei Jugendliche und zwar der 17 jährige Anton Krencioch aus Andrychow (Galizien) und der 18 jährige Arbeiter Ewald Skrzypiec aus Gottschalkowitz aus. Ersterer kam im Monat Mai nach Oberschlesien um hier angeblich Arbeit zu suchen. Auf der Arbeitssuche gesellte sich diesem der zweite Jugendliche zu, welcher sich gleichfalls auf der Walze befand. Die Beiden beschlossen gemeinsam ihre Wanderung durchzuführen. Als sie bereits einige oberschlesische Ortschaften auf Schustersrappen durchquert hatten, gelangten sie auch nach Pleß. Dort betraten sie die katholische Pfarrkirche. Kaum, daß sie eine kurze Zeit verweilten, bemerkte Skrzypiec an der Seite des Hauptaltars einen Opferkasten. Die beiden Burschen glaubten günstige Gelegenheit zu haben, sich die Opfergroschen anzueignen. Sie schlichen sich rasch entschlossen an den Altar heran und machten Anstalten ihren Plan durchzuführen. Da sie den Opferkasten verschlossen vorfanden, versuchte Krencioch mit einem Magnet, welchen er stets bei seinen Wanderungen mit sich führte, das Geld herauszuziehen. Als dieses „Verfahren“ jedoch ohne Erfolg war, holte er eine Luftbüchse, die K. ebenfalls bei sich trug aus einem besonderen Versteck hervor, stemmte diese gegen den Opferkasten und brachte so denselben zum Oeffnen. Groß war jedoch die Enttäuschung der beiden jugendlichen Kirchendiebe, als sie kein Geld vorfanden. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, eilte eine in der Kirche weilende Frauensperson, die von den beiden Tätern nicht bemerkt wurde, auf die Straße und setzte zwei vorübergehende Personen von dem Kirchendiebstahl in Kenntnis. Bald darauf betraten auch die beiden Wanderburschen die Straße und setzten im schnellen Tempo ihren Weg fort. Die am Hauptportal postierten beiden Personen nahmen sofort die Verfolgung nach den Burschen auf. Krencioch feuerte auf der Flucht zwei Schreckschüsse auf die Verfolger ab, worauf sich diese zurückzogen. Später wurde ein Polizeibeamter von dem Diebstahl in Kenntnis gesetzt. Die beiden Kirchendiebe glaubten sich durch das Zurückbleiben ihrer Verfolger in Sicherheit und machten es sich in der Plesser Parkanlage bequem. Doch bald gelang es die beiden Täter zu erwischen. Die Schußwaffe und der Magnet wurden beschlagnahmt und die Arretierten in das Kattowitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert.

Nach einer etwa 3 monatigen Untersuchungshaft hatten sich die beiden Schuldigen vor der Strafabteilung des Landgerichts in Kattowitz zu verantworten. Vor Gericht leugneten anfangs die beiden jugendlichen Angeklagten eine Schuld ab, waren jedoch später, nachdem sie sich von den drei geladenen Zeugen überführt sahen, geständig. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme wurden die Angeklagten wegen versuchten Kirchenraub und Bedrohung zu einer Gefängnisstrafe von je 3 Monaten verurteilt. Die bereits verbüßte Untersuchungshaft wurde angerechnet.

Königshütte und Umgebung

Radfahrer ohne Licht.

Nachdem die Tage immer kürzer werden und ein immer größerer Teil des täglichen Verkehrs, sich auch nach Eintritt der Dunkelheit abwickelt, häufen sich auch die Unfälle, welche durch Radfahren ohne Licht verschuldet sind, in erdenklicher Weise. Es kommt nicht nur zu Unfällen unter sich, sondern auch die Fußgänger werden davon schwer betroffen, wovon die Statistik solcher Unfälle und die täglichen Meldungen erhebliche Zahlen aufweisen. Die Radfahrer müssen sich einmal klar machen, daß die erlassenen Vorschriften der Beleuchtung zum Schutz ihrer selbst erlassen sind, darum sich die Umgehung stets an dem Uebertreter selbst rächt. Leider müssen oft genug Unschuldige mitbüßen, was hierbei das schlimmste ist. Die Straßen und öffentlichen Plätze sind Verkehrswege erster Ordnung und sind damit in wachsendem Maße zu einer Gefahrenquelle geworden. Besonders wild geht es in den Abendstunden zu am Plac Kopernika, wo sich die Radfahrer ein Eldorado täglich geben und durch ihre rasenden Fahrten, die vorbeigehenden Passanten in Gefahr bringen. Von jedem Radfahrer kann doch soviel verlangt werden, daß er mehr Verantwortungsgefühl besitzt und nicht mehr durch Ausführung der Vorschriften seine Mitmenschen in Gefahr versetzt.

Der Höchstpreis für Milch beträgt 42 Groschen.

In der gestrigen Magistratssitzung beschäftigte man sich erneut mit dem bestehenden Milchpreise. In einer der letzten Sitzung hat der Magistrat von den Milchhändlern genaue Unterlagen eingefordert. Nach erfolgter Prüfung derselben wurde festgestellt, daß die Kalkulation zu hoch sei und die Forderung von 46 Gorschen für einen Liter Milch zu Unrecht besteht. Der Preis von 42 Groschen sei vollkommen ausreichend, demnach wurde der bisherige Normalpreis von 42 Groschen in einen Höchstpreis umgewandelt, und trat gestern in Kraft, der Magistrat wird jede Uebertretung strafrechtlich verfolgen. — Wir sind tatsächlich neugierig, nachdem es jetzt der Höchstpreis ist, ob sich die Milchhändler an diesen neuen Beschluß halten werden.

Registrierung des Jahrganges 1911. Der Magistrat Königshütte fordert alle männlichen im Jahre 1911 geborenen Personen, soweit sie im Bereich des Stadtkreises ständig wohnhaft sind oder sich hier ständig aufhalten, auf, sich nach folgendem Plan im Militärbüro, Rathaus, Zimmer 119, zur Registrierung zu melden. Am Montag, den 16. September mit den Anfangsbuchstaben A—B, Dienstag, den 17. September C—D, Mittwoch, den 18. September E—F, Donnerstag, den 19. September G—H, Freitag, den 20. September J.—J, Sonnabend, den 21. September K, Montag, den 23. September L—M, Dienstag, den 24. September N—P, Mittwoch, den 25. September R—S, Donnerstag, den 26. September St—T, Freitag, den 27. September U—V, Sonnabend, den 28. September W—Z. Diejenigen Personen, die sich an den festgesetzten Terminen aus besonderen Gründen nicht stellen können, müssen bis zum 15. Oktober d. Js. ihre Registrierung vollziehen. Zur Registrierung sind Personalausweise sowie das Schul- und Fachzeugnis mitzubringen. Wer sich zur vorgeschriebenen Registrierung nicht stellt, wird mit 500 Zloty oder 6 Wochen Arrest bestraft. Der Registrierung unterliegen nicht Ausländer, die von den Behörden als solche festgestellt wurden.

Verband der Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen Krol. Huta (Wirtschaftsverband). Am Sonntag, den 8. September veranstaltet oben genannter Verband ein Gartenkonzert mit Kinderbelustigungen im Dom Ludowy (Gewerkschaftshaus), ul. 3-go Maja, anschließend um 8 Uhr Tanz im Saale dort selbst. Wir bitten um regen Zuspruch. Der Reinverdienst ist für die Weihnachtseinbescherung bestimmt. Am Dienstag, den 10. September, fällige Monatsversammlung.

Schutzimpfungen. Für alle Kinder unter einem Jahre sowie auch für solche, die noch überhaupt nicht geimpft worden sind, wurden Impftermine festgesetzt. Im südlichen Stadtteil im Dom Polski an der ulica Wolnosci am Montag, den 23. September um 13,30 Uhr, im nördlichen Stadtteil im Volkshaus an der ulica 3-go Maja 6 am Dienstag, den 24. September, um 13,30 Uhr. Die Nachschau findet in jedem Falle eine Woche später, am gleichen Ort und an derselben Stelle statt. Eltern, Pfleger und Erzieher, die ihre Kinder trotz dieser Aufforderung zur Impfung und Nachschau nicht zuführen, werden im Verwaltungswege mit einer Geldstrafe von 20 Zloty oder Arrest bis zu 14 Tagen bestraft.

Eine Selbstmordepidemie. Eine gewisse Sophie K. von der Mickiewicza 32, wollte ihrem Leben durch Einnahme von Essigessenz ein Ende machen, ferner eine gewisse Frau Hedwig S. von der ulica Ogrodowa 19 durch Einnahme von Kreosot. Beide Frauen wurden mittels Sanitätsautos in das städtische Krankenhaus überführt. — In einem anderen Falle nahm die 22 Jahre alte Petronela R. aus Bismarckhütte, Essigessenz ein, um ihr Leben zu verkürzen. Ihre Tat wurde jedoch noch rechtzeitig bemerkt und die R. in das Hüttenlazarett gebracht.

Festgenommen. Wie bereits berichtet, wurde vor einigen Tagen in die Wäschefabrik Weigel an der ul. Florjanska ein Einbruch verübt und eine große Menge Fertigfabrikate gestohlen. Die Polizei ermittelte im Laufe der Untersuchung als die Täter einen gewissen Stephan W. aus Königshütte und Alois M. aus Hohenlinde.

Vorsicht vor Taschendieben. In der Markthalle wurden einem gewissen Wawrzynek Eduard 3000 Zloty gestohlen, ferner dem Karl Paschtuschka aus Beuthen im Schanklokal von Schöngut an der ulica Bytomska 13 eine Brieftasche mit Geldinhalt und Ausweispapieren.

Siemianowitz

Konzert bei Mokrski. Das mit so außerordentlichem Beifall in Laurahütte aufgenommene 1. Kattowitzer Konzertorchester wird heute, Sonnabend, ab 6 Uhr, im Garten der Mokrskischen Brauerei ein Abendkonzert mit neuem Programm geben und vorher bei der Endstation der Elektrischen ein Platzkonzert geben.

Der Hexer

The Ringer

von Edgar Wallace, übersetzt von Max C. Schirmer.

58)

Aber er war im Irrtum.

„Es tut mir leid, Sie gestört zu haben, Inspektor . . .“ Zum ersten Male in seinem Leben wußte Meister nicht, wie er fortfahren sollte.

Alan wartete.

„Die Tatsache ist . . . Ich muß eine sehr unangenehme Pflicht erfüllen — sehr unangenehme Pflicht. Um Ihnen die Wahrheit zu sagen — ich hasse es, das zu tun.“

Immer noch sprach Alan nicht, um ihn zur vertraulichen Mitteilung zu ermutigen, aber Meister brauchte keine Ermutigung.

„Es handelt sich um Johnny. Sie verstehen doch seine Lage, Wembury? Ich stehe unter Verdacht — allerdings ungerechterweise —, aber das Polizeipräsidium verdächtigt mich.“

Was sollte nun kommen? Alan wunderte sich. Das sah dem Meister gar nicht ähnlich, den er kannte, und daher war sein Erstaunen verzeihlich.

„Ich darf keine Gefahr laufen“, fuhr der Anwalt fort. „Vor einigen Wochen hatte ich es wegen Mary — Miß Lenley — gewagt. Aber jetzt darf ich es nicht. Wenn ich von einem beabsichtigten oder geplanten Verbrechen weiß, bleibt mir nur ein Weg offen — die Polizei zu benachrichtigen.“

Jetzt verstand Alan Wembury alles. Aber er schwieg immer noch.

Maurice ging nervös im Zimmer auf und ab. Er fühlte sich einem ihm gewachsenen Gegner gegenüber, er kannte die Verachtung des anderen Mannes, und daher haßte er ihn. Das Schlimmste war aber die Ueberraschung, daß Alan wußte, daß er log: er wußte genau, daß er den Verrat kaltblütig und überlegt beging.

„Sie verstehen mich?“ fragte er Alan wieder.

„Nun?“ bemerkte Alan, den die Vorrede anekelte. „Welches Verbrechen will Lenley begehen?“

Meister seufzte tief.

„Ich glaube, Sie wissen, daß die Darnleigh-Sache nicht Johnnys erste war. Vor ungefähr einem Jahre beging er den Einbruch bei Miß Bolter. Erinnern Sie sich?“

Wembury nickte. Miß Bolter war eine sehr reiche, exzentrische, alte Jungfer. Sie hatte an der Grenze von Greenwich ein Haus, das ein wahrhaftes Lager von alten Schmuckstücken war. Ein Einbruch war verübt worden, und die Diebe waren mit einer Beute im Werte von achttausend Pfund entkommen.

„War Lenley dabei beteiligt? Ist das die Information, die sie uns geben wollen?“

„Ich sage nur was, soviel ich weiß, wahr ist“, rief Maurice hastig. „Meine Information geht dahin, und Sie werden mir das auch bestätigen, daß die Juwelen niemals aus dem Hause kamen. — Sie werden sich erinnern, daß die Diebe bei ihrem schändlichen Werke gestört wurden.“

Alan schüttelte den Kopf.

„Ich weiß immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen“, meinte er.

Meister blickte sich um und senkte die Stimme.

„Aus einer seiner Bemerkungen schließe ich, daß er heute nacht nach Camden-Crescent gehen will, um die Schmuckstücke zu holen! Er hat sich von mir den Schlüssel zum Nebenhause geborgt, das zufällig mein Eigentum und unbewohnt ist. Meine Annahme ist, daß die Beute auf dem Dache von Nr. 57 verborgen liegt. Ich mache den Vorschlag — mehr will ich nicht tun, daß Sie heute nacht einen Mann dorthin schicken.“

„Ich verstehe!“ sagte Alan ruhig.

„Glauben Sie nicht, daß ich Johnny schaden will — lieber würde ich mir meine rechte Hand abhacken lassen. Aber ich muß meine Pflicht tun — ich stehe auch schon in Verdacht.“

Alan ging schweren Herzens nach der Flanders-Lane zurück. Er konnte nichts tun. Meister würde dem Polizeipräsidium berichten, daß er die Information gegeben hatte. Johnny Lenley zu warnen, würde Ruin — Schande — wahrscheinlich schimpfliche Entlassung aus dem Dienste bedeuten.

Er schickte einen Mann aus, der sich auf dem Dache in Camden-Crescent verbergen sollte.

Binnen einer Stunde erhielt er den Bericht. Er stand nachdenklich vor dem Feuer, als die Telephonglocke läutete. Der Sergeant nahm den Hörer auf.

„Hallo!“ Mechanisch schaute er auf die Uhr, um die Zeit des Anrufes in sein Buch einzutragen. „Was ist los?“ Er deckte den Hörer mit der Hand zu. „Der Nachtwächter von Cleavers berichtet, daß ein Mann auf dem Dache in Camden-Crescent ist.“

Alan dachte einen Augenblick nach.

„Ja, selbstverständlich. Sagen Sie ihm, er soll sich nicht sorgen, das ein Polizeibeamter ist.“

„Auf dem Dache in Camden-Crescent?“ fragte der Sergeant ungläubig.

Alan nickte, und der Beamte wandte sich an den Unbekannten am anderen Ende.

„Das ist in Ordnung. Es ist einer unserer Leute . . . Was? Er kehrt den Schornstein . . . Ja, wir verwenden immer Polizeibeamte, um Schornsteine zu kehren, und dazu benutzen wir die Nacht.“ Er legte den Hörer nieder. „Was macht er dort?“

„Er schaut sich um“, erklärte Alan gleichgültig.

Seine Leute suchten während dieser Nacht noch einen anderen Verbrecher. Sam Hackitt war von Meisters Haus verschwunden, und die schlampige Frau, die als Mrs. Hackitt bekannt war, hattte man unter Anklage der Rauferei zeitig am Abend eingeliefert. Es war die alte Geschichte . . . Eine jüngere Frau hatte eine wunderliche Zuneigung zum treulosen Sam gezeigt. In ihrer Wut „quiekte“ Mrs. Hackitt. So wurden Sams Pläne am Pulte des wachthabenden Sergeanten erzählt, und zwei von Wemburys Leuten suchten ihn.

Dr. Lomond hatte einst gesagt, daß seiner Meinung nach die Polizei mit kleinen Verbrechern sehr hart umginge, und daß sie unempfindlich für die Leiden sei, die die Entdeckung des Verbrechens begleiten. Alan dachte nach, ob er unempfindlich geworden wäre. Vielleicht war es nicht der Fall. Vielleicht wird kein Polizeibeamter unempfindlich. Sie glichen mehr den Aerzten, die zwei Persönlichkeiten hatten, deren eine ihnen ermöglichte, sich vollständig von Gefühl und menschlicher Anteilnahme loszutrennen. In dem Augenblicke erschien die Ursache seiner Gedanken, und Wemburys Herz erbebte. Johnny Lenley kam, dem Sergeanten zunickend, in das Dienstzimmer.

„Ich will mich melden“, sagte er.

Er nahm einige Papiere aus der Tasche und legte sie auf das Pult.

„Mein Name ist Lenley. Ich bin Strafgefangener mit Bewährungsfrist.“

In dem Augenblicke erblickte er Wembury, und er ging zu ihm hinüber, um ihm die Hand zu reichen.

„Ich hörte, daß Sie zurück wären, Lenley. Ich gratuliere Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Martin von Nitendi

Von L. Becke.

Oberhalb des kleinen Hafens war am Berg eine Waldlichtung, von zerklüfteten Felsen überragt. Von dem höchsten herab spähte ein Mann nach dem Kanonenboot aus, das unten vor Anker lag. Er war nur mit einem Gürtel von Tiblättern bekleidet; seine nackten Füße bluteten. Seine muskulöse Rechte umklammerte ein Gewehr. Auf dem Kopfe hatte er eine grobe Mütze aus Kokosblättern. Trotzdem war er ein Weißer gewesen.

Von dem Eingeborenendorf, das tagsvorher die Blaujacken angesteckt hatten, stieg blasser Rauch zu ihm auf. Die Ruine seines eigenen Hauses konnte er an der Steinmauer erkennen, aber von den Eingeborenenhütten war nur graue Asche übrig.

Von dem Schiff unten stieß ein Boot ab. Der Mann zog sein Gewehr dicht an sich. Seine Augen leuchteten auf in tödlichem Haß.

„Die Herren Offiziere wollen jagen,“ murmelte er, als das Boot auf den Strand auflief und dann drei Männer mit Flinten das Gestade heraufkamen. „Ich möchte sie niederknallen. Wenn es nur Zweck hätte!“

Die Mannschaft war ausgestiegen und suchte aus den qualmenden Trümmern heraus, was dem Feuer entgangen war. Eine Weile standen sie vor dem Sandhaufen unter den sieben getötete Eingeborene lagen. Dann stieß das Boot wieder ab.

Der nackte Man auf dem Felsen atmete auf. Neben dem Sandhaufen hatte er eine 50-Pfund-Tonne mit chilenischen und mexikanischen Dollars vergraben. Behutsam stieg er von dem Felsen herunter.

Am Fuße eines vieläftigen Vi-Baumes saß ein eingeborenes Weib. Ihr rechter Arm war von einem Schuß zerschmettert worden und hing an einem Streifen Bast.

„Ein Boot hat gelandet,“ sagte der Mann in der Sprache der Eingeborenen. „Mein Geld haben sie nicht gefunden.“

„Dein Geld!“ schrie das Weib ihn an. „Ist es mehr wert als das Blut unseres Kindes?“ Der Mann sagte in dumpfem Zorn: „Das verstehst du nicht, Natu! Ich wünsche, das Geld zu retten, aber ebenso sehr wünsche ich die Rache für mein Kind. Doch ich bin nur einer und habe nur noch eine Patrone!“

* * *

Jim Martin war wohl der blutbefleckteste Strandläufer, den die Inseln der Südsee jemals gesehen haben. Von einem Walfischfänger als Aufrührer in Nitendi an Land gesetzt, hatte er sich von aller Zivilisation losgesagt. Seine Eltern, die der Hefe Liverpools entstammten, waren deportiert worden. Die Jugenderziehung hatte er beim Zischen der neunschwänzigen Katze genossen, die auf die Rücken der Deportierten niedersauste.

Da er rücksichtslos mutig war, wählten die Eingeborenen ihn zu ihrem Führer, bauten ihm ein Haus und gaben ihm eine Frau. Sie behielten auch Vertrauen zu ihm, als sein Versuch, eine von Hobart nach China bestimmte Bark zu entern, mißlang und viele Eingeborene dabei umkamen. Kurz darauf aber hatte er Erfolg mit einem Handelskutter, der während der Nacht überrumpelt, seiner Ladung beraubt und dann verbrannt wurde. Bei der Beute waren viele Feuerwaffen.

In den nächsten fünf Jahren berührten wenige und nur gut bewaffnete Schiffe die Insel, da sie einen schlechten Ruf hatte. Vor zwei Jahren aber kam ein unbewaffneter Schoner, dessen Kapitän Geld für Handelszwecke mit sich führte, nach Nitendi. Jim Martin beschloß, dieses Schiff zu kapern.

Im Dunkel der Nacht wurde die Mannschaft niedergemetzelt. Nur ein Fidschianer rettete sich, indem er über Bord sprang. Dieser berichtet den Ueberfall dem Kommandore der australischen Station, der ein Kanonenboot entsandte, das die Schuldigen nach Sidney vor Gericht bringen sollte. Falls sie nicht ausgeliefert wurden, waren die Eingeborenen nach dem Ermessen des Befehlshabers zu bestrafen und das Dorf niederzubrennen.

Von dem entflohenen Fidschi-Insulaner geführt, gelang es dem Kommando, nachts unbemerkt zu landen und sich dem Dorf von der Rückseite her zu nähern. Doch ein sich selbst entladender Revolver alarmierte die Eingeborenen. Sie leisteten, von Martin geführt, tapferen Widerstand und entkamen, in der Dunkelheit die Reihen der Blaujacken mit ihren Frauen und Kindern durchbrechend, in dichten Dschungeln des Gebirges. Sieben Leichen mußten sie zurücklassen; unter ihnen einen zehnjährigen Knaben: Jim Martins Sohn. Das Dorf und die Kanuflotte gingen in Flammen auf.

* * *

„Laß uns weiterfliehen, Natu,“ sagte Martin, „es ist hier nicht sicher.“

Das Weib gehorchte schweigend. Sie flohen durch die Berghänge, entgegengesetzt der Richtung, die die Offiziere und Blaujacken eingeschlagen hatten. Nach einer halben Stunde erreichten sie eine verlassene Hütte am Flußufer. Natu brach vor Schmerz zusammen. Martin holte Trinkwasser und verband ihre Wunden.

* * *

Die Offiziere waren kaum hundert Meter den Strand entlang gewandert, als der jüngste, ein blonder Seekadett, stehen blieb.

„Lassen Sie uns lieber in anderer Richtung gehen. Nach der Karte mündet ein Fluß in die nächste Bucht, und dann kommt gleich ein kleiner See.“

„Einverstanden!“ Die Offiziere und die drei Blaujacken hinter ihnen machten kehrt. „Eine famose Wasserfläche!“ rief der Seekadett begeistert aus, als der See vor ihnen lag.

„Packt aus, Jungs!“ befahl der eine Leutnant. „Wir wollen frühstücken! Und Augen und Ohren offen gehalten! Ich möchte keinen vergifteten Pfeil in den Nacken bekommen!“

„Aber vorher muß ich schwimmen!“ protestierte der Seekadett lachend und entkleidete sich. Nach einem Kopfsprung war er bald bis mitten in den See geschwommen.

* * *

Der Klang von Stimmen riß Martin aus dem Schlaf. Er griff zum Gewehr und weckte sein Weib. Dann kroch er aus der Hütte ans Ufer. Gerade sprang der Seekadett ins Wasser.

Mochte Jim Martin auch ein gefühlloser Mörder sein, in diesem Augenblick packte ihn doch Entsetzen. Der See war voll Krokodile! Ihn durchschwimmen wollen bedeutete sicheren Tod!

Natu war herangekrochen und berührte seinen Arm. „Gleich werden sie ihn packen!“ triumpierte sie, die Augen voll Haß.

„Natu! Es ist nur ein Knabe!“ flüsterte Martin und umspannte das Gewehr fester.

„Du Narr!“ zischte sein Weib wild und griff nach dem Lauf. „Sie haben deinen Sohn getötet! Sieh! Sieh doch!“

Eine schwarze Schnauze ragte aus dem See und bewegte sich langsam vorwärts, kaum dreißig Meter von dem Seekadetten entfernt, der gemächlich dem Ufer zu schwamm. Martin entriß Natu das Gewehr.

„Er darf so jung nicht sterben!“ murmelte er. „Der Knabe! Lauf schnell in den Wald! Ich komme gleich nach.“ Er stieß sie beiseite und hob das Gewehr. Ein Schuß krachte; das Ungeheuer sank, auf seinen knochigen Schädel getroffen, in die Tiefe. Ehe Martin fliehen konnte, drangen zwei andere Schüsse durch die Stille und er stürzte vornüber ins Gras.

„Wir sahen den Kerl gerade noch rechtzeitig,“ rief die eine Blaujacke.

Der Leutnant war aufgesprungen. „Sind Sie getroffen?“ schrie er dem Seekadett zu.

„Nein! Was ist denn los?“ antwortete dieser und erklomm das Ufer.

„Ein Neger gab aus dem Hinterhalt einen Schuß auf Sie ab! Schnell Deckung nehmen! Lassen Sie doch Ihre Kleider!“

Zehn Minuten vergingen. Kein Laut unterbrach die Stille. Dann krochen der Leutnant und eine Blaujacke vorsichtig dahin, wo diese den Mann hatte fallen sehen. Plötzlich stießen sie auf ihn. Jim Martin wandte das Gesicht zur Seite, sah sie an.

„Hat — — das Krokodil — — — den Jungen gepackt?“ stammelte er.

„Krokodil?“ fragte der Leutnant überrascht. „Feuerten Sie auf ein Krokodil? Sind Sie ein Weißer?“

„Einerlei!“ keuchte Martin. „Laßt mich hier ruhig liegen. Seht doch!“ Er zeigte auf ein Loch in seinem Bauch. „Die Kugel ist glatt — — hindurchgegangen und hat mir das — — Rückgrat zerschmettert.“

Er sprach kein Wort mehr und starb. Die Blaujacken machten eine Tragbahre und trugen ihn zum Strand hinunter.

(Berechtigte Uebersetzung von J. J. Warnken.)

Der Bekehrte

Erzählung von Joe Corri.

„Nie wieder, Johanna“, sprach Jock M'Curie, als er sich Sonntag in der Früh mit einem um den Kopf gewundenen nassen Hader zu Bette legte, „niemals, im Leben nie wieder!“ Und er winkte mit der Hand, damit Johanna das Frühstück, bestehend aus Schinken und Ei, der englischen Nationalspeise, wieder forträume. Johanna ging lächelnd zur Seite.

„Jetzt hast du, was du verdienst“, sprach sie für sich selber, „jetzt hast du die Belohnung dafür, weil du es fertig bringst, fünf Schilling zu einer Zeit zu versaufen, da dich der Lumpenhändler selber gerne mit nehmen möchte; so siehst du aus. Ja, es ist wahrhaftig an der Zeit, daß du einmal sagst: niemals wieder, und daß du dieses Wort hältst!“

Jock mußte ihre Gedanken erraten haben, denn er lag still da und stöhnte. Er war nämlich ein Quartalssäufer — war ein solcher gewesen. Fünf bare Schilling — und nichts anderes dafür als einen wehen Kopf! Und die kleinen Kinder bloßfüßig! Er seufzte und bat Gott, ihm zu verzeihen. Dann fiel er in einen tiefen Schlummer. Und während dieses Schlafes träumte ihm, daß er vor einem Heiligen mit dem Namen Peter stünde, und daß dieser Tag der gefürchtete Gerichtstag wäre.

„Dein Name?“ donnert ihn der Bärtige an.

„Jock M'Curdie, Euer Gnaden!“

„Wer hat gesoffen und seine Kinder bloßfüßig herumlaufen lassen?“

„Jock ließ den Kopf hängen.

„In die Hölle mit ihm!“ Und schon packte ihn eine Schar kleiner, schwarzer, grinsender Teufel bei den Haaren, und sie ließen ihn in eine Feueresse, welche mit dem Dixonkohlenbergwerke viel Aehnlichkeit hatte, niedersausen.

Er erwachte und der Bierschweiß trat ihm aus allen Poren.

Er stand auf um einen Spaziergang zu machen, oder besser gesagt, die Straße herunterzutorkeln. Er lehnte sich müde und abgespannt gegen einen Laternenpfosten gerade bei einer Wegkreuzung, wo die Heilsarmee ihre Aufstellung genommen hatte.

Blöde Idioten! Dies war der Ausdruck, den er für diese Gesellschaft hatte, als sie seinen Gesang im Wirtshaus gestern abend mit ihren Posaunen und Tambourinen übertönt hatten. „Aber was wollen die Idioten denn am hellichten Tage?“ sprach er zu sich selber. Und er schlug seinen Kopf, als niemand zusah, gegen den Laternenpfosten.

Er hörte ihre Predigt und rief sich den Traum in seiner Erinnerung wach.

„Es ist niemals zu spät, daß die Seele gerettet werde“, erklang es aus der Predigt. „Jetzt ist der Tag dazu, jetzt ist die geeignete Stunde!“ sprach Jock.

Er begab sich nach Hause und begann alle Schubfächer der Kommode wie verrückt durchzustöbern.

„Suchst du etwas? Was vermißt du denn?“ fragte Johanna.

„Wo ist die Bibel?“

„W—a—a—a—s?“ keuchte sie.

„Die vermaledeite Bibel!“

„Was willst du denn mit der Bibel, Mann?“

„Weißt du vielleicht, wo sie ist? Das frage ich!“

„Weiß der liebe Herrgott, wo sie steckt. Du hast sie doch das letzte Mal, soviel ich mich erinnere, dazu gebraucht, um dir am Einbande dein Rasiermesser scharf zu machen. Aber um Himmels willen, was willst du denn mit der Bibel anfangen! Ein gutes Glas Whisky, das möchte doch besser zu dir passen!“

„Und jetzt rede mir kein Wort mehr über das Trinken, Weib“, brüllte er. „Und die verdammte Flucherei habe ich auch schon satt, das muß auch aufhören, ich dulde es nicht mehr!“

„Da kehre gefälligst vor deiner eigenen Tür, Mann“, gab ihm Johanna zur Antwort. „Wenn jemand den ganzen Tag hier im Hause flucht, so bist du es! Aber was für ein Geist ist denn in dich gefahren?“

„Ich habe meine Seele gerettet, das ist es!“

„Gerettet?“

„Jawohl, zu lange bin ich ein Sünder gewesen. Von jetzt ab werden wir jeden Sonntag zur Kirche gehen!“

„Wir werden zur Kirche gehen? Du denkst vielleicht, daß du dir aus mir heute einen guten Tag machen kannst. Ich brauche meine Seele nicht retten zu lassen.“

„Und vor und nach dem Essen wirst du jetzt jedesmal das Tischgebet aufsagen!“

„Sei nicht blöde, Mann, das wirst du ja nimmer halten!“

„Hast du die Bibel gesehen, Lisbeth?“ wandte er sich jetzt an eines der vernachlässigten Kinder.

„Die Bibel? Hast du sie denn nicht in die unterste Schublade geschmissen, wie du das letzte Mal betrunken warst?“

Jock seufzte, denn es war leider zu wahr.

Sie war ganz staubig, Spinnweben klebten daran, die Blätter klebten zusammen, als ob sie seit tausend Jahren in einer hydraulichen Presse gelegen wäre.

Er begann sie zu lesen, ganz von Anfang an, von der Erschaffung der Welt. Und eine ganze Stunde lang wandte er nicht die Augen ab, höchstens nur, um Johanna anzurufen, nicht so einen „blöden, verdammten Lärm“ zu machen, und zur Strafe begann er nochmals von Anfang an, von der Erschaffung der Welt an, zu lesen.

Er las sie, während er seinen Tee trank, und als er damit fertig war, sprach er: „Amen.“

„Welches Instrument willst du also spielen?“ fragte ihn Johanna mit einem Lächeln, „vielleicht die große Trommel?“ Doch er seufzte nur und bat den Satan, hinter ihn zu gehen. Er sang gerade eine kirchliche Hymne, als Quoiter, sein Freund in Freud und Leid zur Tür hereinkam.

„Jock singt also jetzt Kirchenhymnen?“ fragte Quoiter.

„Er ist bekehrt, Quoiter“, antwortete Johanna mit einem Wink. „Er ist heute abend damit beschäftigt gewesen, die Bibel zu lesen!“

Quoiter war starr vor Staunen. Doch Jock errötete nicht einmal.

„Jawohl. Freund“, sagte er. „Ich habe eine neue Seite in meinem Leben aufgeblättert. und du mußt dich schon gefälligstum einen anderen Narren umsehen, der die Samstagabende mit dir zusammen verbringen wird. Fünf Schillinge habe ich heute Nacht versoffen und meine Kinder — —.“ Er konnte nicht zu Ende sprechen. Er verbarg sein Gesicht in den Händen und stöhnte.

„Also hör mal“, sprach Quotier, aber jetzt hast du es wirklich schon weit genug getrieben. Das macht das Bier von gestern abend. Ich sagte dir ja, daß es nicht zum Saufen ist, auch ich glaubte in der Früh, daß mir der Kopf platzen wird.“

„Du hast meinen Entschluß vernommen, und sollst dich um einen anderen Kameraden umsehen. Mancherlei kann bis morgen geschehen, das Seil kann plötzlich zerreißen, das Himmelsgewölbe kann sich niedersenken, und die Hölle ist mir gewiß. Und ganz abgesehen davon, dieses Geldverschwenden für verfälschtes Bier, das ist ein närrisches Tun!“

„Du hast ziemlich lange gebraucht, um darauf zu kommen, Freund. Diese Weisheit ist mir schon lange bekannt.“

„Und die einzige Rettung dagegen ist“, sagte Jock, „seine Seele erretten zu lassen.“

„Mach keinen Blödsinn, Mann. Jeder wird über dich lachen. Da schau her!“ Und er zog eine Flasche Whisky aus seiner Tasche.

Qualen peinigten das arme Haupt unseres Jock. — nein — ja — nein —.

„Es ist ein echter Whisky und kein Fusel. Ich habe ihn heute früh beim Rennen gewonnen; ich habe Glück gehabt!“ Und Quoiter riß den Kork aus der Flasche und der böse Duft verbreitete sich im Zimmer.

Ja — nein — ja — nein. „Ich werde einen Schluck machen, Quoiter, aber nur deswegen, um mir das Kopfweh zu stillen, dann nie mehr, im Leben nie wieder!“

Doch nach dem zweiten Glase lag die Bibel bereits wieder unter der Kommode, und die Warnung des heiligen Peters war vergessen wie ein Alpdrücken.



Zum 125. Geburtstag des Dichters Eduard Mörike

Am 8. September sind es 125 Jahre her, daß der letzte und größte Dichter der sogenannten Schwäbischen Schule in Ludwigsburg geboren wurde. Mörike, der ein Jahrzehnt lang als Pfarrer in Cleversulzbach wirkte, starb 1875 in Stuttgart.

Reiseabschied

Von Rudolf Löwit.

Unbarmherzig und unaufhaltsam, wie speziell unter den obwaltenden Umständen das Vorgehen der Zeit sich eben nicht anders charakterisieren läßt, also unbarmherzig und unaufhaltsam war die Stunde immer näher gerückt, da Theodor für lange sechs Wochen von Emilien Abschied nehmen mußte, um weit draußen in irgendeinem Kurort seinen pessimistischen Organismus im Wege von Kohlensäurebädern wieder neuen Trost und Lebensmut zuzusprechen.

Unmittelbar dräuend war nunmehr der bange Augenblick jenes unwiderruflichen Abschieds nahe. Denn um 9.13 Uhr mußte der Fernzug abgehen und das Zifferblatt der großen Bahnhofsuhr zeigte bereits auf 9,10.

Demgemäß und wie es tatsächlich das amtliche Kursbuch auch richtig prophezeit hatte, stand wirklich der Fernzug seit längerem abfahrtbereit in der Halle und zeitweilig durchlief ein Zittern seinen langgegliederten Leib, ausgelöst wie von einem nur mehr schwer verhaltenen Verlangen nach Pflichterfüllung, vergleichbar etwa mit jenen besonders arbeitsfreudigen Pferden, die, für einen Augenblick zur Rast und Untätigkeit gezwungen, allsogleich mit den Hufen zu scharren beginnen.

Theodor hatte in einem Halbkupee dieses Fernzuges sich ein wenigstens halbseitig allbogenfreies Fensterplätzchen erobert. Zwecks gesetzlicher Anerkennung des eroberten Gebietes hatte Theodor in Gemäßheit der bestehenden Reisevorschriften sich Sitzplatz durch Belegen mit seinem langen Schirmstockfutteral aus Segelleinen gesichert. Denn anschließend daran hatte er das Halbkupee wieder verlassen, um die knappen verbleibenden Minuten noch rasch Seite an Seite mit Emilien verbringen zu können.

Arm in Arm, wenn auch mit einem schweren Weh im Herzen, wandelten sie mit dumpfen Schritten unter stetig sich wiederholenden Kehrtwendungen eine kurze Gehstrecke seitlich seines Kupeefensters auf und ab. Unzähliges und Mannigfaltiges hatten sie während der letzten 24 Stunden sich schon gesagt. Sie hätten aber noch viel mehr und noch viel Mannigfaltigeres sich zu sagen gehabt. Jetzt aber, im entscheidenden Moment, brachte keins eine Silbe heraus. Verstohlen, für einen interessierten schärferen Beobachter trotzdem aber kenntlich, irrte ihrer beider Blick immer häufiger über die Bahnhofsuhr und unleugbar wurde dabei ihr Auge immer intensiver von etwas wie einem feuchten Schimmer überhaupt, während es auch um seine Mundwinkel zuckte. Andererseits aber auch für sie beide war es klar, daß der Ausbruch einer seelischen Katastrophe bevorstände, wenn jetzt eins oder das andere nicht bald ein die Spannung irgendwie lösendes Wort fände.

In einer Art weiblichem Heroismus ging sie mit starkem Beispiel voran.

„Theodor," würgte sie, „wenn du dein Gepäck so lange unbeaufsichtigt läßt, kann dich da nicht irgendein Eisenbahnräuber berauben?"

„Ha", rollte er grimmig, glücklich, eine Ableitung gefunden zu haben, in der er seinen zurückgedrängten Seelenkummer in Wut umsetzen und solcherart an einem anderen auslassen konnte, „ha", das sollte einer wagen, der käme mir jetzt gerade zurecht, ich würde den Kerl mit einer Maulschelle unter die Dampfheizung klatschen, ich würde ihn aus seinen Gewändern herausbeuteln, ihn auf dem Fußbelag zertrampeln, ha, ich...."

„Theodor", schrak und schluchzte sie auf, „und was ist, wenn er zurückschlägt? Theodor, versprich mir, daß du mit niemandem etwas anfängst, ich hab' sonst keine ruhige Minute mehr, also versprich, nein, schwöre mir, daß du mit niemandem Händel suchst."

„Gut", sagte er entgegenkommend, wenn auch mit einer gewissen Ueberwindung, „also ich verspreche und schwöre dir, mich in keinerlei Händel einzulassen."

„Ich danke dir, Theodor", atmete sie auf, „und wirst du es auch vermeiden, dich zum Fenster hinauszubeugen, damit dir kein Kohlenstäubchen ins Auge fliegt oder damit du nicht gar das Uebergewicht kriegst?"

„Ich werde es vermeiden, beste Emilie!"

„Und hast du dir die Wattepfröpfchen zurecht gelegt, damit dir die Zugluft nicht in die Ohren bläst?"

„Ich habe sie mir zurechtgelegt."

„Und...."

In diesem Augenblick schrillte das Pfeifchen des Eisenbahnschaffners.

„Großer Gott, schnell, Theodor, der Zug fährt ab!"

Theodor riß sich herum und setzte mit einem Sprung aufs Trittbrett.

„Großer Gott", kreischte Emilie neuerlich auf und schob sichernd ihre Hände unter Theodors Sitzfläche.

„Es ist nichts", gab beruhigend Theodor zurück, „es war bloß eine achtlos weggelegte Bananenschale."

In diesem Augenblick schrillte wieder das Pfeifchen des Eisenbahnschaffners.

„Schnell, Theodor, schnell!"

Theodor schlüpfte nunmehr wieselartig in das Abteil hinein.

Emilie eilte zu Theodors Fenster vor.

Einen Gedanken später erschien Theodor hinter dem Fenster. Mit angstvoller Hast war er bestrebt, das verquollene Fenster zu öffnen. Endlich gelang es.

Er beugte sich weit aus dem Fenster hinab und öffnete seine Arme.

Sie wippte zu ihren äußersten Zehenspitzen sich auf und sann dabei wortlos an das, was von Theodor zum Fenster heraushing.

Solcherart verharrten sie in einer zwar unbequemen, aber gemütstiefen Umschließung.

Da jetzt der Zug sich in Bewegung setzte, lößte er seine Arme, da er Emilien nicht mitschleifen wollte, zumal der Zug erst Stunden später in Lundenburg anhielt.

„Und vergiß nicht, Theodor", rief sie ihm nach, „der Pflaumenkuchen liegt eingepackt rechts im Handkoffer, gleich neben den Socken."

„Ja", früllte er zurück, „gleich rechts im Handkoffer..."

„Und gib acht", bellte sie mit ihrem letzten Stimmenaufwand, „daß du dich nicht auf die Thermosflasche daraufsetzest, ich hab sie erst gestern gekauft."

„Ja", brüllte er zurück, „gleich rechts im Handkoffer..." Emilie."

Emilie holte ihr weißes Battisttüchlein hervor.

Theodor schlüpfte sein Taschentuch aus der Tasche.

Und Aug' in Aug' wehten sie ein letztes, wehmütiges Lebewohl sich zu, und da der Zug in eine leichte Kurve abbog, beugte Theodor sich stärker aus seinem Kupeefenster hinaus, und er winkte und fächelte der gleichfalls winkenden und fächelnden Emilie seine Abschiedsgrüße zu, bis er sah, wie Emiliens geliebte Gestalt immer fremder und unkenntlicher in sich zusammensank auf einen kleinen weißen Fleck, auf ein weißes Pünktchen zusammenschmolz, das schließlich im Rauch und Dunst der Bahnhofshalle fürbar sich auflöste.

„Es scheint, du kannst dich nur schwer von deiner Frau trennen", schnippte jetzt neben Theodor eine Frauenstimme und zog ihn vom Fenster zurück.

„Ach, nicht doch", lachte Theodor und legte den Arm um seine Begleiterin, „aber weißt du, so schöpft sie am wenigsten Verdacht und jetzt, fabelhaft, wunderbar, jetzt wollen wir nur mehr an unsere herrlichen langen sechs Wochen denken."

Emilie aber stand noch immer einsam in der Bahnhofshalle.

Sie betrachtete den Zug, wie er erst wie ein gewaltiger Feuerdrache dahinschoß, wie er wie eine Riesenschlange mit mächtigen Windungen sich vorwärts schlängelte, wie er langsam zu einem grauen, unscheinbaren Regenwurm sich verjüngte und schließlich als winziges Würmchen irgendwo in ein imaginäres Loch unten im Horizont sich verschlüpfte.

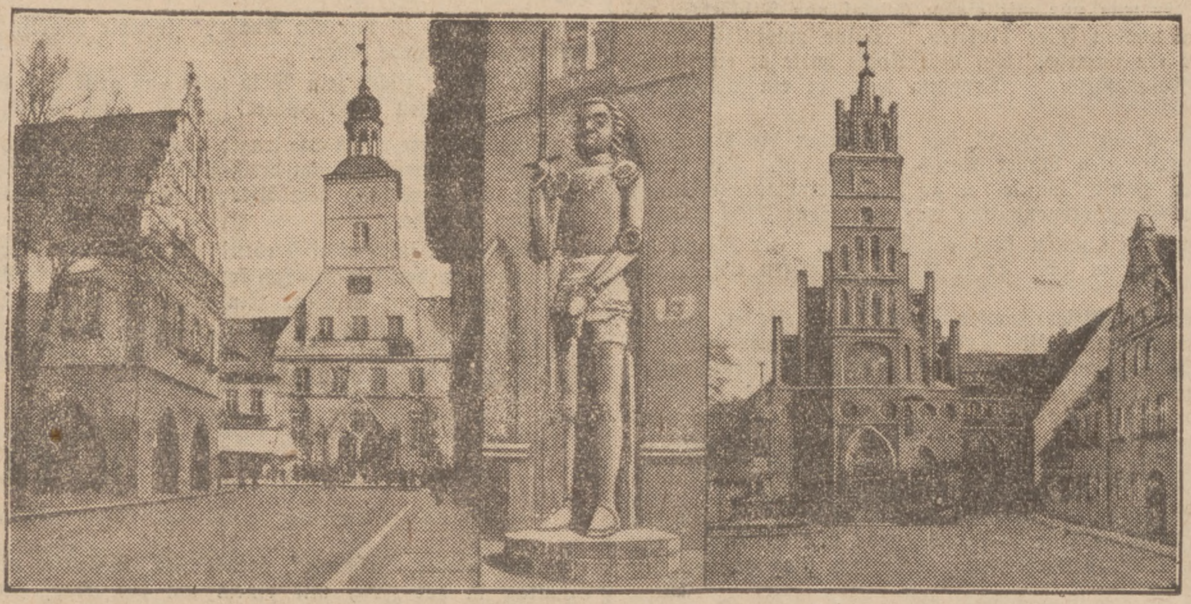
Emilie versorgte ihr Battisttüchlein und verließ den Bahnhof.

Vor dem Bahnhof hielt sie Umschau.

Sie stieg in ein Auto.

„Herrlich, wunderbar, also wo fahren wir jetzt hin, Bobby?" fragte sie drinnen im Auto.

„Wir fahren ins Strandbad, Liebling."



Das 1000jährige Brandenburg

Die Stadt Brandenburg, die Wiege der Mark und damit des ganzen Preußischen Staates, feiert vom 6. bis 8. September ihr tausendjähriges Bestehen. — Unser Bild zeigt einige Zeugen aus Brandenburgs großer Vergangenheit (von links): das Neustädter Rathaus mit dem Kurfürstenhaus (links), den Roland, der als Sinnbild der Gerichtsbarkeit vor dem Neustädter Rathause steht, und das Altstädter Rathaus mit dem Brunnen Friedrichs I.

Mit Don Carlos auf der Krokodiljagd

Die steigende Nachfrage nach Krokodilleder, das in der Koffer- und Portefeuilleindustrie immer ausgedehnetere Verwendung findet, hat die Jagd auf Krokodile zu einem einträglichen Geschäft gemacht. Die gesamte Produktion Mittelamerikas wird von dem Neuyorker Markt zu einem festen Preise, der nach dem Quadratzentimeter Haut berechnet wird, aufgenommen. Managua aber, die Hauptstadt der mittelamerikanischen Republik Nicaragua, ist der Stapelplatz des Rohmaterials und die Operationsbasis für die Jagd auf Krokodile und Alligatoren, die den Managuasee und den gleichfalls in der Nicaraguasenke befindlichen und mit ihm verbundenen Nicaraguasee in überreicher Menge bevölkern. Das erste Stadium der Zurichterei der Haut vollzieht sich in der Stadt Managua, die an dem gleichnamigen See liegt. Von dort gelangen die grob zugerichteten Häute nach Neuyork, wo sie im Verfeinerungsprozeß zum Fertigfabrikat des Krokodilleders hergerichtet werden. Bis zur Stunde entbehrt indessen die Ausbeutung der Jagdgründe der beiden Seen noch jeder festen Organisation. Gruppen von Indios, die sich zu lokalen Verbänden zusammengeschlossen haben, üben die Jagd spontan und mit primitiven Mitteln der Vorfahren aus. „Als wirkliche Jäger", schreibt Mario Appelius im „Popolo d'Italia", „kommen nur zwei Männer in Betracht: ein Neuyorker Gentleman, der, wenn er in den Nachtlokalen der Hudsonmetropole seinen letzten Dollar ausgegeben hat, sich nach Managua zurückzieht, um durch die Krokodiljagd seine zerrütteten Finanzen zu sanieren, und ein junger Herr, Don Carlos genannt, der Sohn einer deutschen Mutter und Enkel von Italienern, der in Mailand Landwirtschaft und Malerei studiert hat. Auch er bemüht sich, durch die Krokodiljagd seinen Finanzen aufzuhelfen, wenn diese durch die beständigen Revolutionswirren und verfehlten Spekulationen in Unordnung geraten sind. Beide besitzen in dem Eingeborenen Don Emiliano einen Freund und Jagdgefährten, der ihnen als erfahrener und tausendfach erprobter Krokodiljäger unschätzbare Dienste leistet.

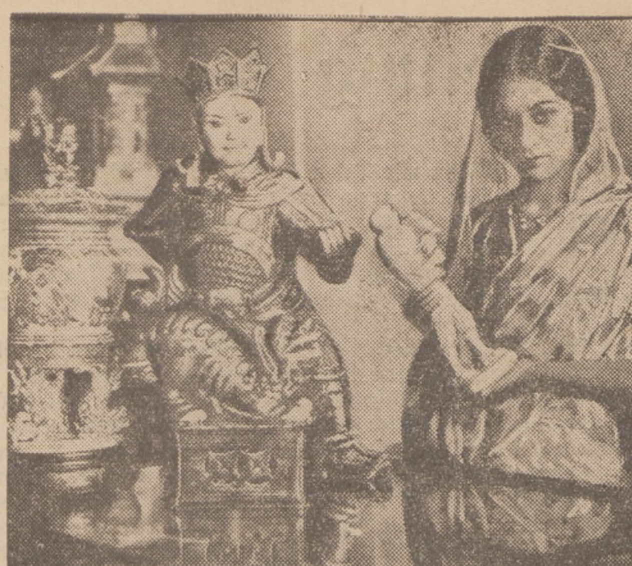
Mit Don Carlos, Don Emilano und vier Indios bestand ich ein Abenteuer, das mir unvergeßlich bleiben wird. Um Mitternacht fuhren wir auf den See hinaus. Unsere „Flotte" bestand aus einer großen Barke und zwei kleinen Booten. Wir hatten eine mondlose Nacht für die Jagdpartie gewählt, denn nur in stockdunkler Nacht kann man das Krokodil mit der Flinte jagen. Dunkel liegt der See, nur schwach erhellt von dem kalten Licht der Sterne, die hoch oben im Raum flimmern. Don Emiliano steht am Steuer der Barke, ein Indio am Bug. Der Steuermann trägt eine Art Fliegenkappe, an deren Spitze als „Angrette" eine Acethylenlampe befestigt ist, die als winziger Scheinwerfer und Ziellicht dient. Langsam hebt Emiliano die Flinte. Don Carlos weist mit der Hand auf einen Punkt im Wasser. Ich sehe zwei Smaragde. Es sind die Augen eines Krokodils, Smaragd von tiefgrüner Farbe und phosphoreszierendem Glanz. Langsam und vorsichtig fahren wir näher heran. Es ist, als ob uns die beiden grünen Punkte in ihrem Bann zögen. Die beiden Smaragde sind plötzlich verschwunden. Hat Emilianos Flintenkugel die Stelle zwischen den Augen getroffen, die dem Schuß allein tödliche Wirkung zu sichern vermag? Oder ist die Kugel ins Wasser gefallen und hat das Krokodil zum blitzschnellen Untertauchen bestimmt? Die Frage bleibt unentschieden. Wenn das Tier tot ist, werden wir es am Morgen auf der Oberfläche treiben sehen. Wir setzen unsere Fahrt fort. Alle Augenblicke sehen wir kleine Smaragde und Topase im Wasser auftaucht. Es sind ebensoviele kleine Krokodile, die noch zu jung sind, als daß es sich der Mühe lohnte, an sie eine Patrone zu verschwenden.

Gegen drei Uhr morgens breiten die von der Sierra aufsteigenden Wolken einen dichten Schleier über die Sterne. Die Nacht wird noch finsterer und schafft daher unserem Unternehmen günstigere Bedingungen. Zwei sich rasch folgende Flintenschüsse löschen weitere vier spukhafte Augen aus. Dann erreicht unser Jagdabenteuer plötzlich seinen Höhepunkt. Zwei gelb und blau schimmernde Opale lenken die Aufmerksamkeit Emilianos auf sich. Sie gehören einem Krokodil vom Range jener Prachtexemplare, die auf dem Markt einen Ueberpreis erzielen, weil sie just das rechte Alter haben, in dem das Jungtier in voller Entwicklung steht, dabei aber noch jung genug ist, um noch nicht auf den Rückenschildern jene kalkartigen Verkrustungen anzusetzen, die den Handelswert der Haut herabmindern. Emiliano läßt die Flinte sinken und greift zu der scharfgeschliffenen Harpune, die die Form eines Enterhakens zeigt. Die Barke schleicht sich geräuschlos an den Opal heran. Es ist, als ob wir auf Oel dahingleiten.

Der Steuermann nimmt Kurs auf die Beute in schräger Richtung, um Emiliano Gelegenheit zu geben, die Bestie mit einem blitzschnellen Stoß der Harpune unter der Kehle zu treffen, die er nicht sieht, deren Sitz aber das Gefühl des erfahrenen Jägers ahnt, indem er die Entfernung nach der Größe der Augen abschätzt. Gläsern und unbeweglich starren die beiden Augen. Ein plötzliches Zwinkern der Lider zeigt, daß das Tier die Gefahr erkannt hat. Aber es ist schon zu spät; das mit kräftiger Hand geführte Messer der Harpune hat sein Werk vollendet. Man hört ein pfeifendes Zischen. Es ist das lange Tau der Harpune, das sich mit rasender Schnelligkeit eines Torpedos über das Wasser, im Schlepptau der Bestie, die uns zur Beteiligung an seiner Flucht zwingt. Knirschend strafft sich das Tau bis zum Bersten und heult wie ein Lebewesen auf. Die Barke zittert in allen Flanken, brüllt und zischt und füllt sich mit Wasser. So fliegen wir in pechschwarzer Nacht über das Wasser ins Ungewisse in der Gewalt eines Ungeheuers, das uns unsichtbar bleibt. Aber das schlimmste steht uns noch bevor. Es scheint, daß das von dem Stoß und von dem Schmerz der Wunde betäubte Tier sein Nest nicht zu finden vermag, das es in wilder Verzweiflung sucht.

Die Barke wird hin und her, von rechts nach links, von der Höhe in die Tiefe gerissen. Sie tanzt wie ein Kreisel in wilden Zickzacksprüngen in Kreisen, die sich bald erweitern, bald verengen, wie die Feder einer Riesenuhr. In Emiliano ist das Blut seiner wilden Vorfahren erwacht. Mit der Axt in der Faust und der flackernden Acethylenlampe auf der Lederkappe gleicht er einem Dämon, der mit finsteren Gewalten ringt. Don Carlos und ich verhehlen uns keinen Augenblick die Gefahr, in der wir schweben. Nur der Indio am Steuer erwartet mit der stoischen Ruhe des Fatalisten das Ende. Die Wut des verzweifelten Ungeheuers hat sich auf unser Fahrzeug übertragen. Waren wir zunächst an seiner Raserei beteiligt, so durchleben wir jetzt alle Phasen seiner Agonie, die auch unseren Todeskampf bedeuten kann. Tausende von anderen Ungeheuern erwarten im Wasser die Schlußszene der Tragödie, die uns die Aussicht eröffnet, von diesen lauernden Zuschauern gefressen zu werden.

Schon zieht die Morgendämmerung am Horizont herauf und erhellt ihn, als die Hand des erfahrenen Jagdveteranen durch Prüfung des Taues den verminderten Widerstand erkennt, daß die Stunde gekommen ist, die am Hinterteil befindliche kleine Winde in Bewegung zu setzen. Langsam rollt sich das Tau auf. Zuletzt ein gurgelnder Wasserstrudel, in dem die Bestie an der Oberfläche auftaucht. Es ist ein prächtiges Männchen, das fast sieben Meter lang ist. Aus einem Riesenmaul gähnen uns zwei furchtbare Zahnreihen entgegen. Während die Sonne hinter den Bergen aufsteigt und blitzende Flammen über den See ergießt, nehmen wir Kurs gegen Managua. Wir haben zu den Rudern gegriffen und schleppen hinter uns die Siegesbeute, die so lang wie unsere Barke ist. Hinter dem Kadaver des Krokodils sieht man eine andere, rechteckige Masse schwimmen. Es ist das treue Weibchen, das dem Lebensgefährten das Geleit zum Friedhof gibt. Schweigend bereitet Emiliano das Salz für die Abhäutung des erlegten Tieres.



Maharadschatochter als Verkäuferin

Die Tochter des Maharadschas von Burdwan hat sich in der Londoner City einen Antiquitätenladen eingerichtet, um während eines längeren Aufenthaltes in der englischen Hauptstadt nicht müssig zu sein. Ganze Scharen Schaulustiger, besonders aus den ersten Gesellschaftskreisen, strömen seitdem täglich dorthin, um sich von einer richtigen indischen Prinzessin in Fragen asiatischer, besonders indischer Kunst unterrichten zu lassen.

Verbrecherzähmung in der Wildnis

Die seltsame Geburt einer Fabrikstadt. — Mit Desperados im südamerikanischen Urwald.

George A. Kerr, in den Vereinigten Staaten als Autorität auf dem Gebiet der Lederindustrie geschätzt, ging vor Jahresfrist im Auftrage einer großen Gesellschaft nach Südamerika, um am oberen Paraguay in einer noch unberührten Wildnis eine Fabrik zu bauen, in der das sehr wichtige Gerbmittel Quebracho, eine Art Tanin, hergestellt werden sollte. Die Bäume, aus denen dieses Gerbmittel gewonnen wird, kommen in dieser Gegend in großen Mengen vor; durch Herstellung an Ort und Stelle mußten sich die Kosten bedeutend verringern.

Kerr verfügte über große persönliche Erfahrung, unbegrenzte Geldmittel, ein Stück Land am Fluß und ein kleines Motorboot, aber er hatte keinen einzigen Arbeiter. Die Lieferung der notwendigen Maschinen war ihm versprochen. Dabei lag das Gebiet, in dem er arbeiten sollte, über 500 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt; ein Telegramm an seine Neuyorker Zentrale erreichte diese erst zwei Monate später.

Im Umkreis von 200 000 Quadratmeilen gab es keinen einzigen Weißen; es gab nur Urwald.

Auch die beiden nächsten Städte bildeten keine sehr erfreuliche Nachbarschaft: Suarez und Martinho, die den Staaten Bolivien, Brasilien und Paraguay als gemeinsame Strafkolonien dienen. In diesen Städten leben die Sträflinge mit ihren Frauen, eine wilde ungebärdige Bevölkerung, streitlustig und arbeitsscheu, immer zu Händeln und Aufruhr bereit.

Kerr begab sich zuerst nach Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, wo er sehr freundlich aufgenommen wurde. Man riet ihm, seinen Plan aufzugeben; als er aber dabei blieb, ließ man ihm jede Unterstützung zuteil werden. Er erhielt die Konzessionen zur Ausnutzung der quebrachohaltigen Wälder, und man gab ihm eine Abteilung Soldaten zu seinem persönlichen Schutz mit. Mit einem kleinen Dampfer ging die Reise von Asuncion flußaufwärts. Je weiter Kerr den Fluß hinauffuhr, desto entmutigender lauteten die Nachrichten über die Möglichkeit Arbeitskräfte zu finden. Niemand wollte sich in die Wildnis wagen. Kerr aber ließ sich nicht entmutigen. Er hatte einen Auftrag übernommen und war fest entschlossen, ihn durchzuführen.

Eines Tages fragte er den Kapitän des Schiffes, wie er Arbeiter bekommen könne.

Der Kapitän antwortete, er könne ihm wohl solche beschaffen, aber nicht garantieren, ob sie auch zu brauchen sein würden; es seien Sträflinge aus Suarez und Martinho. Es komme darauf an, ob Herr Kerr imstande sein werde, sich bei diesen Leuten durchzusetzen. Er selbst wolle die Vermittlung übernehmen. Kerr sagte zu. Am nächsten Tag waren sie am Ziel, Kerr ging mit seinen Soldaten an Land, und das Schiff fuhr weiter, um die Arbeiter zu holen.

Man ging sofort an die Arbeit. Kerr schlug für sich und seine Soldaten ein provisorisches Lager auf; dann baute er Unterkünfte für die Arbeiter. Diese erschienen ungefähr eine Woche später. Es waren fünfzig Männer, die der Kapitän ihm gebracht hatte, zum Glück waren ihre Frauen dabei. Sie kamen laut polternd an Land, ihre Habseligkeiten auf dem Rücken, ihre Waffen im Gürtel, und schrien nach Essen und Unterkunft.

Kerr ließ sie einzeln sein Blockhaus passieren, notierte Namen und Eignung und nahm ihnen Messer und Pistolen ab.

Dann schickte er sie nach ihren Unterkünften. Sie gröhlten, drohten, fluchten ganz fürchterlich, aber sie gingen. Der Kapitän flüsterte Kerr zu, er habe ihnen erzählt, Kerr sei ein närrischer Amerikaner, und sie würden bei ihm viel zu essen bekommen. Anders hätte er sie gar nicht mitbekommen.

Kerr war sich klar, daß diese Männer auch nicht einen Tag lang arbeiten würden, wenn es ihm nicht gelänge, sie zu überlisten. Er nahm sich ein paar Soldaten, ging ins Quartier und erklärte den Arbeitern, sie würden gut behandelt, gut ernährt und auch gut bezahlt werden; dafür verlange er von ihnen als Gegenleistung ihre Freundschaft und ihre Hilfe. Bekäme er diese aber nicht, würde er jeden Mann, der den geringsten Versuch mache, zu revoltieren, sofort niederschießen. Darauf rief er die Frauen zusammen und

versprach ihnen für jede Woche ein neues Kleid, wenn sie ihre Männer dahin brächten, sich gut zu betragen.

Wenn die Männer sie schlagen sollten, werde er diese bestrafen; aber wenn sie nicht arbeiteten, gäbe es keine Nahrung. Zuerst ließ er von den Männern eine Straße anlegen, mit Häuschen rechts und links; für jedes Paar eines. Er bestimmte die Leute, die die Straße rein halten mußten. Die regelmäßige Arbeit fiel den Leuten nicht leicht; aber die Frauen waren hinter ihnen her.

Bald brachte der Kapitän eine zweite Ladung von Arbeitern, und auch andere Kapitäne bekamen Auftrag, Arbeiter herbeizuschaffen. So leerten sich die Verbrecherkolonien Suarez und Martinho sehr bald. In kurzer Zeit war aus dem Lager eine ganze Stadt geworden. Nun begann eine gefährliche Zeit. Die Maschinen kamen nicht rechtzeitig an, so daß es an Arbeit mangelte, und außerdem wurden die Lebensmittel knapp. Kerr schickte Soldaten aus, Vieh zu kaufen und traf mit den Indianern ein Abkommen für regelmäßige Lieferungen. Dann ging er an den Bau eines Schlachthofes.

Als die Fabrik errichtet werden sollte, war kein Zement da.

Kerr wollte Ziegel kaufen, bekam aber keine und half sich, indem er sie aus Flußlehm brennen ließ. Endlich kamen auch die Maschinen. Die Dampfkessel wogen 17 Tonnen; der Kran, den Kerr hatte, war nur auf 5 Tonnen eingerichtet. Er wagte es trotzdem, die Kessel mit diesem Kran an Land zu heben, und es gelang; dafür waren aber unterwegs alle Kupferteile gestohlen worden. Kerr baute eine Gießerei und ersetzte die Teile. Andere waren auf einem Schiff verladen, das in Brand geriet; diese Teile wurden, da das Eisen nicht reichte durch Holzteile ersetzt.

Endlich war die Fabrik fertig. Nun galt es, die Quebrachohölzer herbeizuschaffen; dazu mußte ein Schienenweg von 90 Kilometer Länge mitten durch den Urwald gelegt werden. Kerr, der noch nie eine Lokomotive geführt hatte, mußte eine Reihe seiner Leute nun zu Lokomotivführern ausbilden. Er überwand auch diese Schwierigkeit. Nach neun Monaten lieferte die Fabrik täglich 60 bis 70 Tonnen Quebrachoextrakt. Da die Maschinen arbeiteten, hatten die Menschen weniger Arbeit, und das war die größte Gefahr für das ganze Werk.

Eines Tages kam Kerr dahinter, daß man ihn ermorden wollte.

Er bestellte die Rädelsführer in sein Büro und sagte ihnen ihr Vorhaben auf den Kopf zu. Sie ließen sich verblüffen; und Kerr war gerettet. Kurz danach kam eine größere Abteilung Soldaten, die im Werk blieben. Der Auftrag war ausgeführt. Aus Neuyork kam Ablösung. Kerr versichert, daß er die Stadt am oberen Paraguay nur mit großem Bedauern verlassen habe; aber um die Erfahrung reicher, daß man auch das anscheinend Unmögliche ermöglichen kann.

Verdiene Geld und bleibe anständig

Von Leo Schtabinsky.

Kabzensohn und Hungermann waren beide sehr arm. Hungermann war bereits so verzweifelt, daß er sich aufs Stehlen verlegen wollte, aber das ließ Kabzensohn unter keinen Umständen zu.

Kabzensohn war und blieb ein Ehrenmann. Eines Tages hatte er eine geniale Idee: „Paß auf, du Narr, wir werden das Geld scheffelweise einheimsen und dennoch anständige Menschen bleiben." Hungermann aber lachte traurig: „Ehrlich sein und Geld verdienen — heutzutage! — so was gibt es gar nicht!"

Kabzensohn schwieg geheimnisvoll und lächelte in seinen Bart hinein.

Am nächsten Tage mietete Kabzensohn den größten Konzertsaal der Stadt Schaulen und ließ überall Riesenplakate anbringen:

„Konzertdirektion Kabzensohn & Co. Heute unwiderruflich einmaliges Auftreten der drei größten Sänger der Welt:

Gerson Sirote, Jan Kiepura, Fjodor Schaljapin.

Der Vorverkauf hat bereits begonnen. Karten zu 1—10 Lit bei der Konzertdirektion."

„Das ist aber ein Betrug, ein glatter Schwindel," verwahrte sich Hungermann, „zum Teufel, wo nimmst du heute abend die drei Kanonen her?"

Kabzensohn schwieg und schmunzelte überlegen. Dann erklräte er kategorisch, daß er niemand betrügen werde. Er öffnete ruhig den Kassenschalter und begann mit dem Kartenverkauf. 200 Karten legte er dabei zurück. In drei Stunden war das Konzert ausverkauft. Das Publikum stürmte die Kasse. Der Schalter wurde geschlossen und mit dem Anschlag „Ausverkauft" geschmückt. Die Leute standen in höchster Erregung da und wollten nicht auseinandergehen. Da machte sich ein älterer Mann bemerkbar, der noch einige Karten abzugeben hatte. Das Publikum bestürmte ihn; einer überbot den anderen. Zwischenhändler stürzten auf ihn, zogen ihn beiseite und kauften ihm seinen ganzen Vorrat ab (200 Karten! — denn dieser Mann war unser Freund Hungermann, Kabzensohns Kompagnon): sie zahlten für die 1-Lit-Karte — 1 Dollar, für die 10-Lit-Karte — 10 Dollar und verkauften sie im Handumdrehen mit 100 Prozent Reingewinn weiter.

Zwei Stunden vor Beginn der Veranstaltung erschien am Kassenschalter eine Bekanntmachung, die besagte, daß infolge von der Direktion unabhängiger Umstände das Konzert nicht stattfinden könne. Sämtliche Karten würden zurückgenommen. Am Schalter saß wieder Kabzensohn und erstattete den bezahlten Kassenpreis voll und restlos zurück. Denn er war und blieb ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle — von der Glatze bis zum Plattfuß.

Diese Tatsache hinderte ihn nicht, 1000 Dollar Reingewinn zu buchen . . . Ja, so kann man auch bei den heutigen kargen Zeiten ein anständiges Sümmchen verdienen und dabei ein anständiger Mensch bleiben.

Auch unterließ es Kabzensohn nicht, sich bei der Polizeidirektion darüber zu beschweren, daß sie durch ein völlig unzureichendes Polizeiaufgebot dem wilden Billetthandel an der Kasse Vorschub geleistet habe, wodurch, wie er jetzt zu seinem Verdruß höre, zahlreiche Personen empfindlich geschädigt worden seien.

Generalprobe

Von Otto R. Gerwais.

Nur wenige Menschen sitzen im dunklen Zuschauerraum. Seltsamt kalt und unheimlich, fremd und freudlos mutet das Theater am Vormittag bei der Generalprobe an. Nirgend hört man Niesen oder Husten oder Brötchenkauen und Konfektschmatzen. Kein Flüstern, Zischeln, Füßescharren und Stühleknarren.

Trotzdem sind die Generalproben viel schöner als die Hauptaufführungen am Abend. Die Künstler sind alle so aufgeregt, so nervös und noch tastend unsicher, daß manchmal die Stimmen zittern und es nicht recht klappen will. Dann schimpft der Regisseur, der Kapellmeister oder alle beide; es wird abgeklopft, abgewinkt, abgerufen und die Sache muß so lange wiederholt werden, bis sie in Ordnung geht.

„Fräulein Soundso, Sie können ja wieder Ihre Partien nicht! Kommen Sie doch endlich mit Ihrem Sopran heraus!"

Und wenn nun die Koloratursängerin mit milder, angenehmer Stimme herauskommt, dann wird wieder abgeklopft:

„Singen nennen Sie das!? Es ist ja skandalös, unerhört, katastrophal!"

Fräulein Soundso, die weint beinahe:

„Ich, mir liegt die Lage nicht! Der Ton ist zu hoch."

Auf diese Weise bekommt man tiefe und intime Einblicke ins Familienleben der Kunst.

Der wichtigste Mann des Theaters ist der Beleuchter. Er sitzt bescheiden in seinem Kasten, steckt ab und zu den Kopf heraus und überblickt die Szene, ob auch die versteckteste Ecke von seinen Lampen getroffen wird. Er kann aus einer alten, schäbigen Kulisse, die irgendeinen nebligen Kitsch darstellt, die herrlichste Feerie in Gold, Orange, Violett und Purpur zaubern. Er macht die wundervollsten Sonne-, Mond- und Sternestimmungen, schwüle Atmosphären und jubelnde Himmelshöhen; er läßt es blitzen und trübe sein und sorgt vor allem dafür, daß die Schminke auf keinem Antlitz zu erkennen ist. Erst bei den Generalproben erkennt man die Bedeutung dieses Mannes der durch einen Handgriff, einen Schalter, über Erfolg oder Durchfall eines Werkes entscheiden kann. Ansonsten bei der Hauptaufführung wird uns das ganze Drumherum, das wirklich interessant, interessanter als oft Oper und Drama ist, unterschlagen.

Warum steht der Beleuchter nicht auf dem Theaterzettel? Er ist doch unendlich wichtig. Ebenso wichtig wie der Inspizient, der für die minutiöse Auftritts-Pünktlichkeit der Künstler zu sorgen hat, wie der Requisiteur, der alle tausend Kleinigkeiten, Papierblumen und Streichhölzer, Teppiche und Stühle heranschaffen muß; und auch die Bühnenarbeiter, die alle schweren Kulissen, Hintergründe, Wände und Möbel transportieren und in der Pause im schnellsten Tempo fest und sicher aufzubauen haben, auch ihnen sollte man Gelegenheit geben, am Erfolg teilzunehmen, sich beim Applaus verbeugen zu können und stolz auf ihre Leistungen zu sein.

Am Regiepult, dessen Lampe in die Dunkelheit des Theaters leuchtet, wird es lebendig. Der Regisseur telephoniert mit dem Beleuchter:

„Geben Sie mehr Grün ins Hinterlicht."

Es wird abgeklopft. Der Dirigent schreit Lohengrin an:

„Sie haben wieder fis statt f von sich gegeben!"

So etwas fällt bei der Generalprobe auf. Abends vor dem Publikum gar nicht.

Ein Wolkenkratzer mit 110 Stockwerken

Es ist ja noch gar nicht lange her, daß der Begriff „Wolkenkratzer" aufkam. Erst um das Jahr 1907 wurden die berühmten Singerbauten errichtet; seit zwei Dezennien also kennt man erst den Hochbau in diesem Sinne, aber wie zwerghaft erscheinen die damaligen Gebäude mit ihren 184 Metern Höhe. Schon 1910 wurden sie durch das Metropolitan Building übertrumpft, das zu 210 Meter emporkletterte, und noch acht Jahre später stellte sich das Woolworth Building (mit 240 Meter) an den ersten Platz.

Jetzt ist in Detroit der Grundstein zu einem Gebäude gelegt, dem Bock Building das eine Höhe von 265 Meter haben soll, während in Neuyork selbst das Larkin Building geplant ist, das man auf 370 Meter bringen will, was bedeutet, daß der berühmte Eifelturm in Paris um 70 Meter übertroffen wird. Wie ein Wahrzeichen wird dieses Larkin Building nach seiner Fertigstellung die Stadt Neuyork überragen.

Dem Laien erscheint es unfaßlich, daß man solche „Ungetüme" errichten kann, ohne eine entsetzliche Katastrophe fürchten zu müssen, die Bausachverständigen aber wissen, was sie tun. Der Felsgrund, auf dem Neuyork gebaut ist, bietet andere Möglichkeiten als der Baugrund einer normalen Stadt. Man hat berechnet, daß dieser Untergrund einen Druck von 15 bis 35 Tonnen pro Quadratfuß aushalten kann, und daß sich bei Zugrundelegung dieser Zahlen ohne jede Gefahr ein Gebäude von 600 Meter Höhe errichten läßt. Auch die Stürme bilden keine so große Gefahr, wie es uns bedünken will. Es wäre nämlich ein Winddruck von 42 000 Tonnen auf die Seite eines solchen 600 Meter hohen Gebäudes erforderlich, um es umzuwerfen, und solche Stürme brausen selbst in Amerika nicht.

Vergleichen wir diese Wolkenkratzer mit den bekannten Riesenbauten des Altertums, so unterscheiden sie sich von jenen durch ihre größere Luftigkeit. Damals hatte man nicht den Stahl und die Stahlkonstruktion als Baumaterial und mußte die Bauwerke erdenschwer und plump errichten. Hierfür sind die Pyramiden Aegyptens ein Beispiel.

Was das geplante Larkin Building betrifft, das das höchste Gebäude der Welt sein wird, so besteht es aus einem Sockel von 18 Stockwerken. Darauf erhebt sich der Riesenturm, der 90 Stockwerke in sieben Absätzen umfaßt. Das Gebäude wird auch unterirdisch noch zwei Stockwerke aufweisen. Das Haus wird nicht weniger als 4500 Fenster haben, während 60 Fahrstühle für einen geregelten Verkehr zwischen den Stockwerken sorgen.

Es gibt natürlich auch Fachleute, die sich gegen die Wolkenkratzer wenden und die Ansicht vertreten, daß diese Riesenbauten kein langes Leben haben werden, wie es erst kürzlich ein bekannter englischer Architekt äußerte, der die Ansicht vertritt, daß die Amerikaner nicht genügend weitsichtig sind bei ihren kühnen Bauten, denn die Stahlkonstruktion, die das Skelett dieser Gebäude bildet, würde infolge des mangelndes äußeren Schutzes im Laufe von vierzig Jahren so angegriffen sein, daß damit eine große Gefahr für diese Häuser gegeben wäre.

Die Amerikaner haben bereits diesen Vorwurf zurückgewiesen mit der Angabe, daß die Stahlkonstruktion, die nach vierzig oder fünfzig Jahren niedergerissen wurden, noch in sehr gutem Zustande waren, so daß also die Gefahr des Rostens nicht gegeben zu sein scheint. Auch werden die Stahlbalken sorgfältig gestrichen und mit einem Material umgeben, das Luft und Feuchtigkeit abschließt, wie zum Beispiel gewisse Zementmischungen und auch Terrakotta es tun. Man glaubt daher annehmen zu können, daß ein solcher Wolkenkratzer eine so lange Lebensdauer hat, daß man ihn erst abzutragen braucht, wenn seine ganzen Einrichtungen sich als unmodern erweisen und er einem wirklich zeitgemäßen Gebäude Platz machen muß.



Der Verkehrspolizei voraus

ist dieser radfahrende Taubstumme, der als Warnzeichen die von dem Blindenschild her bekannten drei Punkte an der Rückseite seines Fahrrades angebracht hat, womit er überholte Fahrzeuge um Vorsicht bittet.

Reinlichkeit

Von Willy Wolfradt.

Kunstwerke sind in hohem Grade ansteckend, und man kann sogar sagen, es ist ihre eigentliche Aufgabe, uns anzustecken. Die wenigsten Künstler werden sich zwar bei ihrem Schaffen dessen bewußt sein, daß sie Präparate herstellen, deren geistige Ausdünstungen einen Lebenskreis durchsickern und färben sollen. Selten nur mag, wer sich ein Bild ins Zimmer hängt, es geradezu darauf anlegen, sich einer bestimmten Beeinflussung damit auszusetzen. Tatsächlich aber sind Bildgestaltungen Ausstrahlungsherde, die Stimmungen und Impulse übertragen. Es ist letzten Endes ihr Daseinszweck, uns zu infizieren.

Wenn von dem aseptischen, also dem keimfreien, nichtansteckenden Bilde als einem sehr auffälligen Typus jüngster Kunsterscheinung gesprochen wird, so ist der Ausdruck im übertragenen Sinne zu verstehen und will also durchaus nicht feststellen, derartige Bilder seien ohne Einwirkung auf den Betrachter. Es soll vielmehr die eigenartig helle, saubere und kühle Beschaffenheit charakterisiert werden, die an die aseptische, klare Atmosphäre einer Klinik, eines Operationssaales gemahnt, wo alles glatt und weiß gehalten ist, um nur keinem Staubkörnchen Gelegenheit zu bieten, sich festzusetzen, — wo alles Reinlichkeit und Ordnung atmet.

Früher fand man eine Szenerie, einen Gegenstand recht malerisch, wenn sie von Schmutz starrten. Der Gipfel des „Malerischen" war die von Moos und Spinnweb überwucherte, möglichst zerbröckelte und spukhaft düstere Ruine. Oder der zerlumpte, bezaubernd ungewaschene Betteljunge, wie ihn Murillo oder Knaus dargestellt haben. Jedenfalls mußte das Motiv etwas Verwittertes, Modriges, Wrackes, irgendeinen fauligen Geruch, eine Kruste oder Patina an sich haben, um den Augen jener Zeit als besonders reizvoll und malenswert zu erscheinen. Es galt als „malerischer Stil", Mensch und Landschaft wie durch einen Morast gezogen und schlammig aufgeweicht, braun, borkig und ungekämmt zu sehen.

Die moderne Kunst kämpft methodisch gegen diesen perversen und dumpfen Schönheitsbegriff an. Mit konstruktiven Linien hat sie das breiige Bild, Brutstätte gemütversäuchender Miasmen, kanalisiert, hat mit dem Vacuumsauger Sachlichkeit den romantischen Muff herausgeholt und die Bildoberfläche, die überhaupt nur noch aus Flecken bestand, wieder spiegelblank geputzt. So ist nach und nach ein neues Ideal der festen Klarheit und ruhigen Deutlichkeit herauskristallisiert worden, ein etwas leidenschaftsloses, aber mit den Grundsätzen der Hygiene und der Zivilisation übereinstimmendes und schon darum wahrhaftigeres Ideal, dem die Werke der Gegenwartskunst auf manche Art mehr oder weniger zu entsprechen suchen.

Es ergeben sich gutgelüftete, äußerst sauber aufgeräumte Bilder ohne dunkle Ecken oder filziges Durcheinander, in denen die unzerfranste, metallisch prägnante, bis zum Schematischen einfache Figur sich straff vor kahlen Wandflächen abhebt. Die mathematisch geregelte Form hat oft etwas gleichsam Abwaschbares und faßt sich für das Auge fest, kühl und blank an wie Glas oder Nickel. „Ansteckend" sind auch diese Bilder und sollen es sein. Aber sie übertragen kein Fieber und keine Fäulnis, sondern heilen, erfrischen und immunisieren.

Reklame und Dichtung

Von Paul Gutmann.

Der Zusammenhang zwischen Reklame und bildender Kunst braucht in Deutschland, wo sich das graphische Gewerbe einer besonderen Pflege erfreut, nicht mehr erörtert zu werden. Wenn wir von einer Beziehung der Reklame zur Dichtung sprechen, die noch immer vielen als Hort eines weltentrückten Idealismus gilt, so stoßen wir vielleicht auf einiges Befremden. Dennoch besteht zwischen der Wortreklame und dem dichterischen Wort eine Verwandtschaft, nicht etwa, weil die Reklame sich mitunter des Reims bedient, der auch fehlen könnte, sondern weil beides der gleichen Absicht entstammt, der Schaffung des plastischsten Ausdrucks. Der Unterschied zwischen einer guten dichterischen Wendung und dem zündenden Reklametext ist geringer, als es den Anschein hat.

Wenn man ein wenig in die dichterische Werkstatt hineinleuchtet, so sieht man, daß die scheinbar mühelose Schöpfung das Werk eifrigen Abwägens und emsigen Feilens ist. Heinrich Heine hat mitunter Tage gebraucht, bis er für einen lyrischen Vierzeiler den einzig treffenden Ausdruck gefunden hatte. Diejenigen Dichter greifen am meisten ans Herz, die für allgemeine Gefühle das richtige, das zündende Wort schufen. Alle Zitate sind dichterische Reklameworte, die nur deshalb Allgemeingut geworden sind, weil sie den Nagel auf den Kopf treffen.

Daß die Dichter sehr berechnende Schlaumeier sind, geht daraus hervor, daß die besten Dichter auch die besten Titel geschaffen haben. „Des Meeres und der Liebe Wellen" ist von einer unwiderstehlichen Kitschigkeit, wie sie von keinem Amerikaner öliger und für die Menge einschmeichelnder erfunden werden könnte. „Kabale und Liebe" hieß bekanntlich ursprünglich: „Luise Millerin," was ziemlich nichtssagend gewesen wäre. Dagegen wurde der ursprüngliche reklamehafte Titel „Don Giovanni oder der bestrafte Wüstling" später in den zahmeren „Don Juan" verwandelt. Im Sinne der Reklame die Neugier reizend ist auch Ibsens „Wenn wir Toten erwachen", wie überhaupt seither die Titel in Satzbildungen häufig geworden sind. D'Annunzio nannte einen seiner Romane „Vielleicht ja, vielleicht nein", und Pirandello ahmt diese Beispiele nach in „Sechs Personen suchen einen Autor" und „Ist es so? — So ist es." Diese Mode fand ihren Höhepunkt in „Glauben Sie, daß Konstanze sich richtig verhält?"

Verstehen sich die Dichter auf Reklame, so versuchen die Reklamefachleute den Dichtern ins Handwerk zu pfuschen. Da es bei beiden auf das wirkliche Können ankommt, das recht selten ist, so erleben wir mitunter wahre Greuel einer Reklamepoesie, die weder Reklame noch Poesie ist. Nur die blitzartige überraschende Erhellung eines Tatbestandes kann in der Reklame wie in der Dichtung wirken. Ein unerhörter Fund in dieser Hinsicht ist der Buchtitel „Im Westen nichts Neues", der mit nicht zu überbietender satirischer Schlagkraft sich der in den letzten Kriegsjahren in den offiziellen Heeresberichten immer wiederkehrenden „beruhigenden" Wendung bedient. Hier ist in der Andeutung bereits alles enthalten, was dem Buche zu seinem so ungewöhnlichen Erfolg verholfen hat. Auch der „Untergang des Abendlandes", jener faszinierende, in der Zeit der Auflösung beunruhigende Titel eines Werkes gehört hierher.

Daß die Wortreklame so oft ins Leere zielt, liegt daran, daß sie von Dilettanten gemacht wird. Wenn ein Zigarrengeschäft sich als „Raucherdienst" aufmacht, so ist das sowohl sprachlich wie dem Sinne nach lächerlich, da es selbstverständlich ist, daß man dem Raucher und nicht etwa dem Trinker dienen will. Besser ist schon die Aufschrift auf einem Weingeschäft: „Wein ist aufgefangener Sonnenschein", obwohl die Konstruktion zu verstandesgemäß ist. Die als unpraktisch verschrienen Dichter und Philosophen haben jedenfalls bisher bessere Reklame geleistet als die Fachleute.

Trunkener Mann im Spiegel

Von Hans Gathmann.

Er redete den Fremden an mit Du,
der wankend in dem Spiegel ihm entgegenkam,
und wußte nicht, woher der eine Pfeife nahm,
und ging auf jenen böse und erbittert zu.

Was grinste der mit arg zerriss'nem Mund
und leckte mit der Zunge nach des Bartes Haar
und feixte lallend wie ein blöder Narr?
Er hob die Hand und drohte ihm: du Hund!

Doch jener in dem Spiegel drohte auch
und ließ die Pfeife fallen, die zerbrach.
Und wie er drohend in das leere Zimmer sprach,
Kam seine Stimme wund aus jenes Bauch.

Verdammt! Er hob die Beine, die wie Blei
aus seinen Schaukelhüften hingen, mühesam,
doch eh' er noch zum ersten Schreiten kam,
sah er, wie jener sich im Taumelschritt vorbei

An einem Kinderpuppenrumpfe mühte, der im Gang
wie eine Warnung dunkler Herkunft lag.
Zerstampft ihn nicht! schrie er mit würgendem Belag
im Hals. Doch jener, den die Wut bezwang,

Trat, daß er krachte, auf den Kinderpuppenrumpf
und lachte und zerschlug mit seiner bösen Hand
das Spiegelglas, und wie er blutig vor ihm stand,
verfiel er plötzlich in sich selber, leer und stumpf.

Allein. Ein Spuk. Und der Begriff der Zeit,
das Sein und Ich sind aus ihm fortgespült.
Und wie er liegend in dem großen Haufen Worte wühlt,
die eine Mühle seines Hirns von seinen Lippen speit,

Hat seine unbewußte Hand das tote Ding gefaßt,
den Puppenbalg aus dem die Wolle quillt.
Wie nun. lacht nicht, sein Auge sich mit Tränen füllt,
sein Rücken krumm wird unter Lasters Last,

Weiß er ganz klar, daß er den Feind im Spiegel haßt.
Und grübelnd, daß ihm jener ja sein Kind zertrat,
zerrt ihn sein Weib, wie es in vielen Nächten tat,
ins Bett, sein Herz behorchend, das das Glück verpraßt.

Blick in die Hand

Von Paul Jlg.

Gleich nach der Katastrophe fiel mir die aufregende Szene ein, deren Zeuge ich zufällig war. Leonie hatte ihrer abergläubischen Freundin den Gefallen getan und Dr. Bley, den modernen Magier — wie sie ihn spöttisch nannte — zum Tee gebeten.

Nachdem wir uns einige Zeit über Mediumismus und andere metapsychische Probleme unterhalten hatten, tat Leonie in ihrer ungestümen Art plötzlich den entscheidenden Sprung und fragte sehr ironisch: „Somit sind Sie wohl gar ein Verfechter der Astrologie?" Dr. Bley schien die beleidigende Herausforderung zu überhören. Er schüttelte sein mächtiges Lockenhaupt und erklärte: „Die Astrologie ist allerdings seit Aristoteles schon unzählige Male totgesagt worden, steigt aber zur Beschämung ihrer Gegner immer wieder phönixgleich auf. Heute wird sie von den fortschrittlichen Geistern anerkannt!" gab er mit der gleichen lächelnden Selbstsicherheit zu verstehen.

Statt nun ebenso gelassen einzuwenden, daß dies doch nicht nachzuprüfende Behauptungen seien, wurde Leonie leider persönlich. Sie bog sich laut lachend hintenüber: „Nun hören Sie, Herr Doktor, glauben Sie denn zum Beispiel an solchen Humbug, wie die Schicksalsansage nach dem Horoskop?" Der Gefragte antwortete nicht sogleich. Achselzucken. Seine Miene wurde eisig. Er hatte hier offenbar alles andere als Spott und Hohn erwartet. Dagegen rief die Freundin gekränkt und vorwurfsvoll: „Aber Leonie! Du hast dir ja kürzlich selbst von Hoerner die Nativität stellen lassen!" Also doch! Ich konnte eine verächtliche Grimasse nicht unterdrücken. Auch unser Hellseher merkte alsbald, wie der Hase lief. Das wohlwollende Lächeln kehrte sogleich wieder und schwand auch nicht, als die Herrin des Hauses höhnisch erklärte, sie habe sich mit der Befragung selbstredend nur einen Spaß machen wollen.

„Stellen Sie sich vor", wandte sie sich krampfhaft ausgelassen an mich, „das Horoskop schließt mit der famosen Prophezeiung: „Der Mars wird Ihnen ein frühes und unverhofftes Halt gebieten!" Wie finden Sie das?"

„Jedenfalls höchst ungalant!" bemerkte ich sarkastisch. Allein Leonie hatte es entschieden auf eine völlige Lächerlichmachung der Gegenpartei abgesehen. Sie holte ein Dokument aus dem Schreibtisch und drängte es dem zögernden Gast förmlich in die Hand. „Bitte lesen Sie! Was halten Sie von dieser Weissagung?" Dr. Bley überflog das Schriftstück mit sichtlichem Widerwillen. „Vollkommen unmöglich, die Aspekten nur so aus dem Kopf nachzuprüfen! Voraussetzung ist überhaupt die genaue Angabe der Geburtsdaten, nicht nur auf Jahr, Monat und Tag, sondern tunlichst nach Stunde und Minuten. Nur so kann ein einigermaßen zuverlässiges Horoskop herauskommen. Wissen Sie denn wenigstens die Stunde ihrer Geburt?" fragte er in verdrießlichem Ton.

Unsere Wirtin lachte nervös. „Ich bin wahr und wahrhaftig am 14. März 1900 morgens um 8 Uhr geboren!" Darauf vertiefte sich Bley längere Zeit in das ihm vorgelegte „Himmelsbild", murmelte etwas vom Aszendenten im Zeichen des Stiers, der auf Standhaftigkeit deute, von Venus, der milden Herrin des Horoskops und von Uranus, dem kühnen Opponenten, was alles eine Natur bekunde, die sich trotz gefühlvoller Zartsinnigkeit aus den Fesseln des Hergebrachten energisch befreie und eigene Wege aufsuche. Doch Leonie ließ sich auf diese Weise nicht einlullen. „Nun . . . und das andere . . . die Schlußprophezeiung?" beharrte sie eigensinnig.

„Bedaure, darüber kann ich Ihnen im Augenblick nichts sagen. Ich müßte die Konstellation der Planeten, das heißt, die Aspekten zum Haus des Lebens gründlicher studieren!" erwiderte er in fühlbarer Befangenheit.

„Ach, Sie wollen nur nicht! Lächerlich. Für mich ist das Ganze nur ein Vexierspiel. Woraus schließt denn der komische Kauz, daß ausgerechnet der Mars mir ein frühes Halt gebieten wird?" Sie stand tatsächlich schon mit jeder Faser im Banne des Magiers, gegen dessen unbeirrbar ernste Haltung ihr Spott nicht aufkommen konnte. Schließlich schien er einer höheren Eingebung zu folgen, indem er ihr über den Tisch beide Hände entgegenstreckte und sie bat, ihm die ihrigen auf eine Minute anzuvertrauen.

Leonie sah uns der Reihe nach belustigt an, doch ihre Blässe widerlegte allzu deutlich diesen Anspruch auf Ueberlegenheit. Ihre schlanken Hände lagen krampfhaft ausgestreckt in den breiten knochigen des Doktors. Plötzlich fuhr dieser wie vor einer ungeheuerlichen Entdeckung zusammen. Es gab einen blitzschnellen Ruck. Darnach beugte er sich ganz rasch nochmals über ihre Rechte, so daß seine Nasenspitze schier den Ballen berührte, sagte kurz: „Danke schön!" und lehnte sich stumm, steif, feierlich in seinen Stuhl zurück.

Das Opfer dieser Mystifikation starrte ihn eine Weile erwartungsvoll an, dann forderte sie zwar ruhig, doch unheimlich bestimmt Aufklärung darüber, was er in den Linien ihrer Hand Außergewöhnliches entdeckt habe. „Beruhigen Sie sich, gnädige Frau — nichts von Bedeutung!" sagte er, seine feierliche Miene beibehaltend.

„Was? Sie sind doch eben förmlich zusammengezuckt. Glauben Sie vielleicht, ich hätt's nicht gemerkt? Bitte, jetzt nur keine Ausflüchte!"

„Nun, ganz einfach: ich irrte mich im ersten Moment. Im nächsten überzeugte ich mich davon. Das ist alles. Wie gesagt, beruhigen Sie sich. Ich habe nur aus einem ganz bestimmten Grunde, der mit Ihrem Schicksal nicht das geringste zu tun hat, in Ihre Hände gesehen. Sie dürfen sich um Gotteswillen darüber nicht aufregen!"

Ein dumpfes Schweigen entstand. Leonies angstvolle Augen irrten unsicher von einem zum anderen, ihr ohnehin leidendes Herz machte merklich die tollsten Sprünge. Die bestürzte Freundin dagegen suchte die Situation zu retten.

„Ach, sagen Sie uns doch wenigstens das eine, Herr Doktor! Sind Ihnen aus Ihrer Praxis Fälle von Voraussehungen bekannt, die sich später tatsächlich erfüllt haben?"

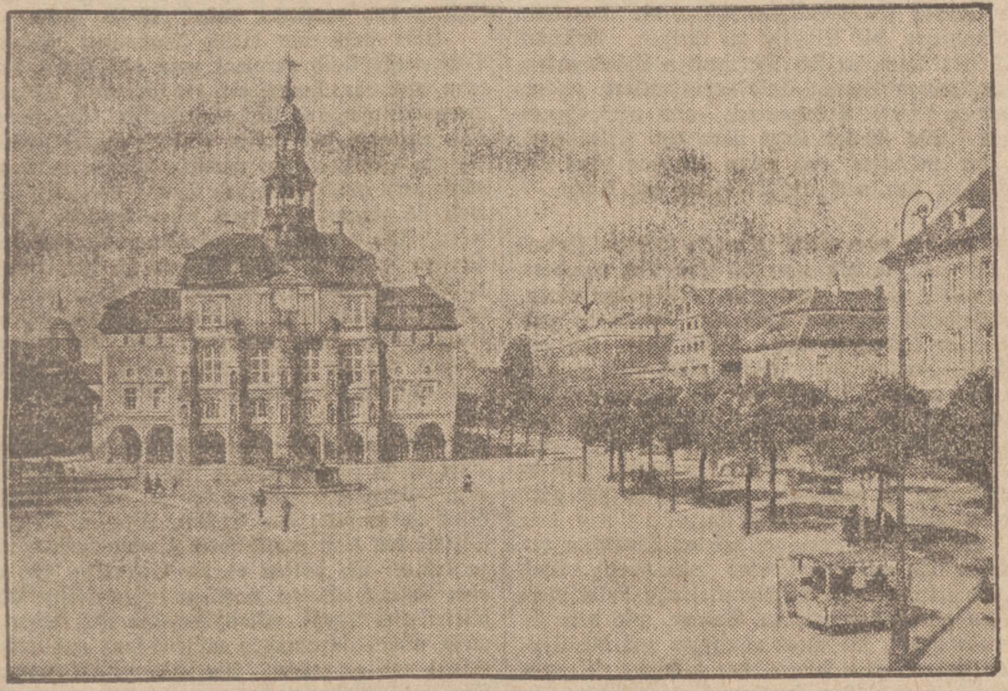
„Eine ganze Reihe sogar — was ich leicht durch meine Tagebücher nachweisen könnte. Immerhin möchte ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, ausdrücklich bemerken, daß ich alle Wahrnehmungen, die Schicksalsgestaltung eines Menschen betreffend, selbstredend für mich behalte. Leute, die daraus ein Geschäft oder sogar eine Sensation machen, sind mir geradezu verhaßt!" Eine verhängnisvollere Erklärung hätte er in diesem Augenblick kaum abgeben können. Leonie hatte kein Auge von dem seltsamen Sprecher gewandt, der seinerseits ihren bohrenden Blick geflissentlich mied. Plötzlich aber fiel sie laut stöhnend zurück und rang entsetzlich nach Luft. Ihr Atem wurde pfeifend, das Gesicht blaurot, die Augen drohten aus den Höhlen zu springen. Ein schwerer Asthmaanfall. Sie mußte ins Schlafzimmer gebracht werden und kam nicht mehr zum Vorschein. Am Tage darauf reiste sie an die See und nach einigen Wochen erhielt ich die Nachricht von ihrem Tode. Herzschlag.



Moschee in Tetuan (Marokko)

Ein neues Bombenattentat in Lüneburg

In der Nacht zum 6. September explodierte am Haupteingang zum Regierungsgebäude in Lüneburg eine Höllenmaschine. Das Mauerwerk wurde stark beschädigt, die Decke des Kellergewölbes durchschlagen, zahlreiche Fensterscheiben — namentlich auch in dem gegenüberliegenden Rathause — zertrümmert.



Der Schauplatz des Attentats

Das Rathaus von Lüneburg mit dem benachbarten Regierungsgebäude (durch einen Pfeil gekennzeichnet.)



Glücklicherweise unverletzt

blieb der Regierungspräsident von Lüneburg, Dr. Herbst, unter dessen Schlafzimmer die Bombe explodierte.

Der amtliche Bericht über den Lüneburger Bombenanschlag

Harburg. Die Landeskriminalpolizeistelle gibt über den Lüneburger Bombenanschlag folgenden amtlichen Bericht heraus: Heute nacht, kurz vor 1 Uhr, wurde auf das Regierungsgebäude in Lüneburg ein Sprengstoffattentat verübt. Eine Sprengladung, die wahrscheinlich in ähnlicher Weise zusammengesetzt war, wie bei den letzten Sprengstoffattentaten, war durch ein Kellerfenster in den Feuerungskeller hineingeschoben worden und dann anscheinend durch eine Zeit-Zündung zur Explosion gebracht. Die Attentäter hatten es anscheinend auf die im ersten Stockwerk befindliche Wohnung des Regierungspräsidenten Dr. Herbst abgesehen. Die Decke des Kohlenkellers wurde zertrümert. In dem im ersten Geschoß befindlichen zu den Büroräumen des Bezirksausschusses gehörenden Zimmer fielen Aktenschränke um und ein großer Aktentisch stürzte in das Kellergeschoß. Mauersteine aus der Außenwand wurden bis in das gegenüberliegende Rathaus geschleudert, wo sie die Fensterscheiben zertrümmerten. In der im ersten Stock gelegenen Wohnung des Regierungspräsidenten zersprangen lediglich die Fensterscheiben. Weiterer Sachschaden wurde dort nicht angerichtet. Auch sonst sind in weitem Umkreis durch die Wirkungen der Explosion Fensterscheiben eingedrückt worden. Der Regierungspräsident alarmierte sofort die Polizei, die Landeskriminalpolizei in Harburg-Wilhelmsburg, die gemeinsam mit Lüneburger Beamten noch in der Nacht umfangreiche Feststellungen am Tatort machten. Es besteht kaum ein Zweifel, daß das neue Attentat zu der Gruppe der bisherigen Bombenanschläge auf Amtsgebäude und Wohnungen von in politischen Rechtskreisen mißliebigen Personen gehört. Die Ermittelungen, zu denen noch in der Nacht Beamte der Berliner politischen Polizei hinzugezogen wurden, sind im vollen Gange.

Berliner Kriminalbeamte in Lüneburg

Berlin. Wie die Telegraphenunion zum neuesten Bombenanschlag in Lüneburg erfährt, sind auch seitens des preußischen Innenministeriums sofort nach Bekanntwerden der Tat, alle Vorkehrungen getroffen worden, um der Täter habhaft zu werden. Zwei Berliner Kriminalbeamte weilen seit Freitag morgen am Tatort. Im preußischen Innenministerium wird versichert, daß die Untersuchung mit allem Nachdruck und mit allen Mitteln durchgeführt wird. Einzelheiten lassen sich naturgemäß in diesem frühen Stadium der Untersuchung noch nicht mitteilen.

Myslowitz

Der Vorort Modrzejow

Unmittelbar an der Grenze von Myslowitz, getrennt durch die Schwarze Przemsa, liegt der Ort Modrzejow, ein kleiner jüdischer Ort, der heute mit Sosnowitz vereinigt ist. Mehrere Jahrhunderte war Modrzejow hinter der Staatsgrenze gelegen und dennoch wurde es immer als Vorort von Myslowitz angesehen, weil es wirtschaftlich mit Myslowitz innig verbunden war. Ursprünglich hieß der Ort „Mrowisko“ (Ameisenhaufen). Seine erste Erwähnung stammt aus dem Jahre 1659. Von Myslowitz aus hieß der Ort immer „hinter der Brücke“, weil es durch die Brücke mit Myslowitz verbunden ist. Die Myslowitzer pilgerten schon in früheren Jahrhunderten nach „Mrowisko“, die verbotenerweise dort ihren Schnaps trinken gingen und sich welchen mitbrachten. Der Schnaps war dort nicht besteuert und daher billiger. Anfangs 1700 kam in Mrowisko eine große Bewegung und es kamen zahlreiche Juden und Christen nach Modrzejow. 1706 hat ein polnischer Oberst Modrzejowski an Stelle Mrowisko eine kleine Stadt gegründet, die er nach seinem Namen taufte und seit dieser Zeit heißt Mrowisko „Modrzejow“. Angeblich wollte sich der Oberst Modrzejowski einen Namen machen, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Ausdehnung von Modrzejow auf die damals in Polen herrschende Pestseuche zurückzuführen ist, vor der viele geflüchtet sind, die sich dann in dem Grenzort niederließen. Stadtrechte hat Modrzejow nie gehabt und war stets ein Besitzteil der Grundherrschaft Modrzewski bezw. Modrzejowski gewesen. Eine Zeitlang gehörte der Ort zu Preußen und zwar seit der dritten Teilung Polens 1795 bis zum Tilsiter Frieden 1807. Damals bestand die Provinz Neu-Schlesien, zu der die Orte jenseits der alten Grenze gehört haben. Die preußische Regierung hat in Modrzejow ein Salzlager erbaut und dort Salz für ganz Schlesien errichtet. Seit 1715 gehörte Modrzejow zu Rußland zu dem Gubernium Kilze, später Radom. Im Jahre 1862 zählte der Ort 490 Einwohner, davon 72 Christen und 418 Juden. In dieser Zeit stand in Modrzejow noch kein einziges massives Gebäude, sondern lauter Holzbauten. Das erste massive Haus wurde im Jahre 1863 erbaut. Eine Schule gab es in Modrzejow vor dem Kriege überhaupt nicht. Der Ort war von einem Bürgermeister verwaltet und hatte sonst keine Vertretung von seiten der Bürgerschaft. Wenn es auch sonst keine Stadtrechte besaß, so genoß es dennoch das Privilegium, Wochenmärkte und Jahrmärkte abhalten zu dürfen, was sich noch bis heute erhalten hat. Gegenwärtig schmückt sich Modrzejow nach allen Regeln der Kunst. Es will eben eine moderne Stadt werden. Die Straßen und der große Ringplatz wurden modern ausgepflastert, die Häuser neu getüncht, elektrisches Licht wurde eingeführt und man trachtet dort, sich Myslowitz anzupassen. Wo es nicht gehen will, da hilft die Polizei nach und es muß gehen.

Zur Entwicklung der Gemeinde Schoppinitz.

Dem Beobachter der wirtschaftlichen Entwicklung kann es nicht endgehen, daß die Gemeinde Schoppinitz immer mehr zum Knotenpunkt der Abwicklung aller Transfusionen im Wirtschaftsleben ausgestaltet wird. Die Lage zwischen drei großen Industriestädten mit günstiger Verbindung nach denselben wirft Schoppinitz aus sich selbst diese Rolle zu. Immer mehr größere und kleinere Industrieunternehmungen erstehen auf dem Gelände der Gemeinde.

Wer die günstige Entwicklungslage der Gemeinde Schoppinitz am besten einzuschätzen wußte, und die Juden aus anderen Gebietsteilen, welche alles daran setzen, um sich in Schoppinitz niederlassen zu können. Auch die Eisenbahndirektion in Kattowitz weiß mit diesem Umstand zu rechnen, weil kein anderer Ort zur Entlastung von Kattowitz so gut geeignet ist, als gerade Schoppinitz mit seinen beiden Bahnhöfen, von wo die Verbindungen nach allen Richtungen des Oberschlesischen, des Krakauer und des Dombrowaer Industriegebiets ausgehen.

Auch der Kleinverkehr zwischen den näher gelegenen Orten und Städten hat sich in Schoppinitz konzentriert. Wenngleich heute Schoppinitz als Durchgangsstation besteht, so sind doch Anzeichen vorhanden, daß die Verkehrszentralen in nicht allzulanger Zeit ihren Sitz in Schoppinitz werden aufschlagen müssen. Dieses gilt besonders für den Autobus und den Straßenbahnbetrieb. Von Schoppinitz aus führen nämlich die schnellsten und besten Verbindungen nach den Industriezentralen der umliegenden Reviere, gleichzeitig die Verknotung mit dem Osten und Westen bildend.

Allerdings wird von seiten der maßgebenden Stellen auf diesen Umstand zu wenig Wert gelegt. Dieses beweist die Auffassung gewisser Kreise über die schrecklichen Straßenverhältnisse und die kulturwidrigen Tunnels unter den einzelnen Eisenbahnlinien. Hierzu sei bemerkt, daß der Automobilverkehr und die Aufnahme des Autobusverkehrs auf den verschiedensten Linien eine große Konkurrenz der Kleinbahn geworden sind, welche schon jetzt den Letzteren gewisse Kozessionen machen mußte. Die Wegeverhältnisse müssen einer gründlichen Aenderung unterworfen werden.

Gasangriff auf Rosdzin-Schoppinitz. Am vergangenen Freitag wurden die Bewohner von Rosdzin-Schoppinitz mit dem Gassegen der Elektrolitanlage und der anderen Säurefabriken im Westen der Orte gelegen, buchstäblich überfallen. Die Menge der Gase, welche durch den herrschenden Tiefdruck der Wetterlage in die Straßen und Wohnungen gedrängt wurde, war so stark, daß man um die Nase Taschentücher binden mußte, um überhaupt atmen zu können. Aehnlich sah es auf den Straßen aus. Es wäre die höchste Zeit, daß diese gesundheitschädlichen Ausdünstungen auf anderem Wege beseitigt werden. Es geht, wenn man will. Aber es kostet viel Geld. Darum ist es besser, die Gaswolken in die Lungen der Bewohner vom Wind blasen zu lassen. Das kostet nichts, außer einigen Lungenkranken und — daß die Tuberkulosenanstalt in Rosdzin-Schoppinitz viel Klienten aufweist. —h.

Tierquälereien bei Tiertransporten in Myslowitz. Es ist erbarmungswürdig, wenn man gezwungen ist den zahlreichen Tiertransporten in Myslowitz zu begegnen, welche von Rohlingen geführt werden. Schon früher ist in der Presse auf diese demoralisierenden Umstände der Transporte, die insbesondere sich bei der Jugend auswirken, aufmerksam gemacht worden. Die Polizei allein hat darauf reagiert und führte ab und zu Kontrollen durch. Aus unbekannten Gründen sind diese sehr am Platz gewesenen Kontrollen wieder aufgehoben werden, denn man merkt nichts von ihnen, dafür aber haben die Tierquälereien ein derartiges Uebermaß angenommen, daß sich unbedingt auch andere Instanzen dafür interessieren müßten. Die überladenen Wagen sind ein besonderes Kapitel. Und es nimmt einem Wunder, daß das Ueberladen derselben am Ort geduldet wird. Dort hat die Kontrolle einzusetzen und nicht erst auf der Straße. —h.

Republik Polen

Kommunistische Agitatoren in Petrikau und Belchatow festgenommen.

Seit längerer Zeit wurde von der Polizei in Petrikau und in der Provinz bereits eine verstärkte Tätigkeit der Kommunisten festgestellt. Hauptsächlich war dies in Belchatow der Fall. Während des letztens proklamierten kommunistischen Jugendtages wurden von Agitatoren Flugblätter verteilt, die zum Umsturz aufforderten. An den Säulen dagegen wurden Transparente angebracht, die von der Polizei entfernt wurden. Dasselbe war auch in Petrikau der Fall. Im Zusammenhang damit leitete die Polizei eine energische Untersuchung ein, in deren Ergebnis nach mehreren Revisionen die beiden Hauptagitatoren verhaftet wurden, denen man viel belastendes Material abnahm. Mit Rücksicht auf die noch nicht abgeschlossene Untersuchung werden die Namen der Verhafteten geheimgehalten.

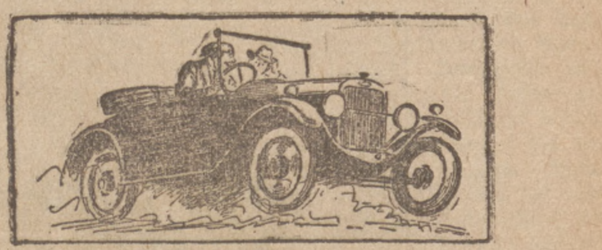
Petrikau. (Verhängnisvoller Eisenbahn-Unfall.) Vorgestern nachmittag entgleiste in der Nähe von Petrikau auf der Kleinbahnstrecke Petrikau—Sulejow ein Güterug. Dabei wurde der mit der Ausbesserung des Eisenbahndammes beschäftigte Arbeiter Joseph Motylski von einem Waggon förmlich zerquetscht und auf der Stelle getötet.

Deutsch-Oberschlesien

Adolf Jenderek †.

Genosse Adolf Jenderek verschied Mittwoch, den 4. September. Trauernd gedenkt die Parteiorganisation des Mannes, der viele Jahre hindurch als eifriger Mitkämpfer für den Sozialismus gewirkt hat. 1918 gründete er in Friedenshütte eine Parteiortsgruppe, deren Vorsitzender er jahrelang war. Während der Polenputsche wurde er von den Aufständischen schwer verfolgt und mißhandelt. Nachdem es ihm gelang, aus dem Kerker der Polen zu fliehen, kam er nach Beuthen, wo er in der Partei wie im „Reichsbanner“ und ganz besonders in der Flüchtlingsbewegung Hervorragendes geleistet hat. Die Partei verliert in ihm einen tüchtigen Mitarbeiter. Die Beerdigung findet am Sonnabend, 9 Uhr, statt.

Oberglogau. (Einen Wächter niedergeschlagen.) Der Parkwächter Kurspiol in Oberglogau fand im Strauchwerk des Parkes einen jungen Burschen schlafend vor. Er weckte ihn und wollte ihn aus dem Parke weisen. Der Bursche, ein Ackerbürgersohn aus Oberglogau, wurde grob und warf den fast 70jährigen Wächter zu Boden; zu allem Ueberfluß trat er mehrmals auf ihn ein. In besorgniserregendem Zustande wurde der Wächter nach Neustadt ins Krankenhaus der Barmherzigen Brüder geschafft. Hier ist er gestern gestorben.



„Nun werde ich Ihnen einmal zeigen, was mein Wagen —“



„— werden kann!“ (London opinion.)

Wenn das Gedächtnis versagt

Das Mädchen, das die Glocken kannte. — Die tolle Reise.

In dieser Zeit der übermäßigen Inanspruchnahme der gesamten Nervenkraft durch das hetzende Getriebe mehren sich die Fälle von Gedächtnisschwund, die früher eine sehr vereinzelt auftauchende Erscheinung waren, in ungeheuerlichem Maße. Man liest in den Zeitungen von plötzlich auf rätselhafte Weise abhanden kommenden Personen, an anderen Stellen werden Menschen aufgegriffen, die sich nicht zu besinnen vermögen, wie sie heißen, wer sie sind, wo sie wohnen. Hier ist es die erste Aufgabe, die versagenden Gehirnzellen auf irgendeine Weise anzuregen. Bisweilen hilft schon gründliches Ausruhen oder tiefer, langer Schlaf, um die so Erkrankten zum Normalzustand zurückzuführen, sonst aber müssen allerlei Versuche gemacht werden, irgendeine Erinnerung in dem Kranken zu wecken. Hierbei ist beobachtet worden, daß im allgemeinen eine unangenehme Erinnerung leichter wachzurufen ist als eine angenehme, vermutlich deshalb, weil sie ursprünglich einen tieferen Eindruck gemacht hat — — —

*

Ein junges Mädchen wurde ziellos umherirrend angetroffen; sie vermochte keinerlei Angaben über sich zu machen. Auf dem Polizeibüro stellte man alle möglichen Fragen an sie, aber alles war zwecklos. Plötzlich begannen draußen die Glocken zu läuten. Einer der Beamten bemerkte, daß das junge Mädchen aufhorchte. Als er darauf fragte, ob ihr der Ton dieser Glocken bekannt vorkäme, bejahte sie das und fügte hinzu, daß die Glocken ihres Heimatortes genau denselben Klang hätten. Nun wollte es ein glücklicher Zufall, daß dem Beamten ebenfalls diese andere Glocke bekannt war, er konnte also in dem betreffenden Orte Nachforschungen anstellen, und schon bald hatte er die Eltern des unglücklichen Mädchens ausfindig gemacht. Man nimmt aber an, daß auch ohne die Einmischung des Beamten — die Glocken allein imstande gewesen wären, das versagende Gedächtnis des Mädchens zu beleben, nur hätte es wahrscheinlich länger gedauert, und der Weg wäre mühevoller gewesen.

*

Bei einem Manne, dessen Gedächtnis vollkommen versagte, schien ein besonders hartnäckiger Fall vorzuliegen. Man legte ihm die verschiedensten Fragen vor, — keine aber führte zu irgend einem Ergebnis. Schließlich verfiel der behandelnde Arzt auf einen Ausweg. „Wann wird Ihnen Herr... Sie wissen, wen ich meine... das Darlehn zurückzahlen?“ Ein Schimmer von Begreifen ging über das Gesicht des Gefragten. „Sie meinen Braun?“ fragte er lebhaft. Damit war die Brücke geschlagen. Von diesem Braun aus ließen sich auch andere Beziehungen finden, und nach wenigen Minuten besann er sich auf seinen eigenen Namen und seine Adresse.

*

In einem anderen Falle konnte eine Frau sich nur auf das eine besinnen, daß sie vor kurzem umgezogen sei, und immer, wenn sie von diesem Umzug sprach, nahm ihr Gesicht einen geärgerten Ausdruck an. Der behandelnde Arzt wußte auch dieses kleine Zeichen von Anteilnahme auszunutzen. „Was haben Sie denn mit Ihrer früheren Wirtin für einen Aerger gehabt, Sie wissen doch, mit dieser Frau... nun, ich kann mich auf den Namen nicht besinnen, so helfen Sie mir doch.... mit dieser Frau...“ Wie aus einer Pistole geschossen half sie mir, und damit war das Eis gebrochen. Das Gedächtnis war wiederhergestellt.

Durch diese Beispiele soll jedoch nicht gesagt sein, daß es immer gelingt, diesem Mangel wieder abzuhelfen, es gibt im Gegenteil Tausende, die niemals den Weg zu sich selber zurückfinden, die irgendwo in der Fremde unter einem fremden Namen fremde Arbeit tun, indes ihre Angehörigen sich um ihren Verbleib sorgen und um ihr Verschwinden trauern. Bisweilen kann eine große Gemütsbewegung oder ein Schreck ihnen ihr Gedächtnis zurückgeben, zuweilen aber ist alles Vergangene so verschüttet und vergraben, daß auch der geschickteste Psychologe den Weg dazu nicht mehr bahnen kann.

*

Ein besonders krasser Fall dieser Art trug sich vor einiger Zeit zu. Ein junger Mann reiste von Bielefeld nach München. Unterwegs saß ihm eine schöne, liebreizende junge Dame gegenüber, mit der er sich gut unterhielt. Allmählich aber fühlte er sich von einer seltsamen Müdigkeit befallen und schlief ein. Als der Zug in München ankam, wachte er auf, jedoch ohne sich auf irgendetwas besinnen zu können. Er wußte weder, woher er kam, noch daß er nach München gewollt hatte, noch wie er hieß und was er war. Es wurde festgestellt, daß er völlig mittellos war. Man nahm ihn in Obhut und versuchte aus seinen Reden zu erkennen, welchen Beruf er früher ausgeübt haben mochte. Schließlich wurde er in eine kleine Stadt gebracht, wo er bei der Gemeinde als Schreiber beschäftigt werden konnte. Eines Tages, als er in seine Wohnung ging, traf er einen Bekannten aus früherer Zeit, der ihn anredete. Das bekannte Gesicht half ihm. Plötzlich stand die Vergangenheit greifbar wieder vor ihm. Er vermochte sogar alle Einzelheiten der verhängnisvollen Reise zu erzählen. Sein Gegenüber hatte ihn hypnotisiert und ihm diesen Gedächtnisschwund suggeriert, um ihn berauben zu können. In der wohlgefüllten Brieftasche hatten sich auch seine sämtlichen Papiere befunden. Eine Zeitlang nahm man sogar an, daß es sich um einen Racheakt einer verlassenen Freundin gehandelt habe, — diese Hypothese hat sich jedoch nicht als wahrscheinlich erwiesen.

Franz H. Berg.

Rund um die Spielbank

Von Mario Mohr.

Um kleine Tische sitzen Damen im großen Abendkleid, Herren im Frack oder mindestens im Smoking. Spielmarken springen über die grünen Spieltische. Hier häuft sich Geld, dort flieht es weg. Zwischen das Surren des Roulettes klingt die monotone Aufforderung des Croupiers, die Einsätze zu tätigen. Gesichter sind in Spannung, Hände krampfen sich. Da werden Spielmarken, deren jede einen ganz netten Betrag Geld repräsentiert, zusammengerafft, dort werden letzte Spielmarken aus verborgenen Westentaschen gezogen. Ein Fieber liegt über der Gesellschaft. Niemand kann sich ihm entziehen, und wenn draußen schon der Morgen dämmert, flackert hier noch die Erregung der Nacht.

*

Keine Spielbank, an der man nicht reizvolle Frauen findet. Schöne und elegante Frauen, so daß man sich eigentlich wundern müßte, daß sie alle so allein auf der Welt sind. Sie haben einen, wenn auch meist bescheidenen Haufen Geld vor sich liegen und spielen. Nicht hoch, aber leidenschaftlich. Bald findet sich ein Herr, der immer gleiche Zahlen setzt. Bald spielt man zusammen; ein Wort gibt das andere. Und länger, als man eigentlich wollte, sitzt man einer schönen Frau zuliebe am Spieltisch, und die Einsätze sind manchmal, sind zumeist höher, als man verantworten kann. — Wenn man diese Dame zu einem Abendessen einlädt, dann nimmt sie meist an, entschuldigt sich aber vorher für ein paar Minuten. Wohin geht sie?

Wer ihr folgen kann, der sieht, wie sie bei der Direktion des Spielsaales verschwindet und mit den Leuten „abrechnet“. Auch das ist eine Art Gimpelfang. Die Spielbankleitung stellt diese Damen an, gibt ihnen einen bescheidenen Betrag, mit dem sie so lange spielen, bis ein Mann sich ihrer annimmt und die Einsätze zu seinen Lasten gehen. Am Abend, der hier der Morgen ist, muß die Dame abrechnen. Verlust oder Gewinn gehen zu Lasten der Direktion, die ihr das Geld gab. So verlieren beide Teile nichts. Und die Frau, die so vom Spielteufel besessen schien, ist in Wirklichkeit ganz unbeteiligt. Es ist ihr gleichgültig, ob sie gewinnt oder verliert, denn von beidem hat sie nichts. Ihr einziges Ziel ist es, einen Herrn zum Spiel zu veranlassen. Von seinem Einsatz erhält sie Prozente.

Auch am Tempel des Glücks stehen Animierdamen. Nur daß hier die Verträge, die hinter dem Rücken der Gäste laufen, geheimer gehalten werden als sonst. —

Komisch und tragisch zugleich ist die große Schar derer, die an Systeme des Glücks glauben. Sie beobachten und berechnen, buchen Zahlen, addieren und subtrahieren, erfinden sich ein System und verlieren dabei all ihr Geld.

Aber auch aus dieser Dummheit schlagen andere Kapital. Das meiste Geld verdient man auf Erden ja immer noch, wenn man mit der Dummheit der anderen spekuliert. Da sind Systemverkäufer und Systemverleiher. Sie ziehen dich in eine Ecke und verraten dir Teile einer phantastischen Idee, die dich in einigen Stunden zum reichsten Manne machen wird. Warum sie selbst nicht reich geworden sind? Weil sie Menschenfreunde sind, weil sie gerade dich reich sehen wollen, weil ihnen der Einsatz fehlt. Und sie handeln wie eine ganze Börse; sie gehen mit ihren Preisen herunter. Einen kannte ich, der sagte zum Schluß: „Aber 10 Mark werden Sie doch opfern; dann gebe ich Ihnen einen garantiert guten Rat.“ Wenn man ihm die 10 Mark gab, dann beugte er sich leise zu einem herab, lächelte verschmitzt und sagte: „Lassen Sie die Finger vom Spiel!“ Das ist vielleicht der einzige Rat, der es wert ist, mit Geld bezahlt zu werden.

*

Und doch gibt es ein System, das einigermaßen zutrifft. — Aber es ist so schwer, daß nur wenige Spieler es einhalten können. Denn fast jeder hofft ja, an der Spielbank sein großes Glück zu finden; das System aber ist dieses: Nur so lange zu spielen, bis man genug Geld gewonnen hat, um zwei Tage davon zu leben. So halten es die Gestalten, die man tagaus, tagein oder besser nachtaus, nachtein in den Spielsälen sieht; die Glücksspieler aus Beruf. Menschen, die mit ihrem Leben und mit sich meist nichts anzufangen wissen, faul und träge von Natur, verwöhnt und gebrochen. Sie schlagen sich kümmerlich durchs Leben. Ihre einzige Sorge ist die, noch einen guten Frack zu besitzen, um jederzeit Zutritt in die Spielsäle zu haben. Wenn ihnen nicht das Schicksal Gelegenheitsgeschäfte zuträgt, so liegen sie bis zum Abend im Bett und gehen dann in den Spielsaal, um ihre festgesetzte Summe zu gewinnen. Manchmal sind sie kaum eine halbe Stunde drin, manchmal die halbe Nacht. Ist diese Summe erreicht, dann stehen sie auf, setzen keinen Pfennig mehr und verschwinden. So leben sie, bis sie eines Tages nicht mehr erscheinen und irgendjemand sagt: „Der Dingsda kommt ja auch heute nicht. Der ist sicher vorgestern Nacht gestorben.“

Kino und Kriminalität

Ein amerikanischer Gelehrter, Dr. Holmes, hat die Zusammenhänge zwischen Kino und Kriminalität zum Gegenstand eingehender Studien gemacht und die Ereignisse seiner Untersuchungen der Oeffentlichkeit vorgelegt. Er versichert eingangs, daß er ohne Parteilichkeit an das Thema herangegangen sei. Für seine Objektivität bürgt der große wissenschaftliche Ruf des Gelehrten, der als Psychologe an der Universität Columbia wirkt. Das Ergebnis seiner Forschungen läßt sich kurz darin zusammenfassen: Das Kino ermutigt nicht nur nicht das Verbrechen, sondern übt im Gegenteil einen heilsamen Einfluß auf den Geist der Jugendlichen aus. Die Leute, die behaupten, daß Kino demoralisierte diese Generation, sind nicht imstande, einen Beweis für ihre Anklagen beizubringen. Sie machen es sich sehr einfach, indem sie bestimmte Filme als verderblich hinstellen.

Sie wurden einer großen Zahl von Schülern unter den verschiedensten Umständen und Voraussetzungen gezeigt. Kein Kind hat im Verlauf der Experimente die geringste Sympathie mit den dargestellten Missetätern oder Missetaten zu erkennen gegeben. Indessen könnte man einwenden, daß diese Jugendlichen dem Gelehrten gegenüber in ihren Antworten befangen waren. Wenn man einen Jungen von 12 Jahren fragt, was er von einem Mann hält, der im Film eine Frau niederschießt, so wird er einem Erwachsenen gegenüber natürlich niemals seine Sympathie mit einer solchen Tat kundtun. Dr. Holmes hat daher auch andere Wege eingeschlagen, um zu ergründen, welchen Einfluß ein Film auf die Jugendlichen ausübt.

„Wir haben,“ sagt Holmes, „die überraschende Feststellung gemacht, daß sogar, unmittelbar nachdem der Film abgerollt war, die meisten Kinder sich des Gesehenen nur noch schwach entsannen. Nur die Aelteren konnten mit einiger Genauigkeit erzählen, was sie auf der Leinwand gesehen hatten; aber auch sie hatten im ganzen eine ziemlich konfuse Vorstellung von den Dingen. Es gab überhaupt nur eine Tatsache, die korrekt wiedergegeben wurde, und zwar: „er wurde ins Gefängnis geworfen“ oder „er endete im Zuchthaus“. Daraus folgt, daß diese Tatsache allein auf die Jugendlichen einen wirklichen und bleibenden Eindruck macht. In dem Frage- und Antwortspiel, bei dem Dr. Holmes mit großer Vorsicht und Behutsamkeit die Meinung der Jugendlichen ergründet, ergab sich nicht die mindeste Sympathie für einen der dargestellten Verbrecher.

Die lustigste Stadt des Ostens

Umdroht von Kriegen und Gefahren aller Art ist Charbin, die Stadt in der Nähe der mandschurischen Grenze, der lustigste Ort des fernen Ostens. Die 100 000 russischen Flüchtlinge, die hier ein ziemlich elendes Leben führen, wollen sich durch einen ewigen Rausch betäuben. Die Kabaretts und Nachtklubs sind die billigsten der Welt; hier treten Hunderte von weißrussischen Künstlern und Tänzerinnen auf, die froh sind, für ein Butterbrot ihre Künste zeigen zu dürfen. In den Läden glänzen Pariser Modelle, und die Frauen tragen Seidenstrümpfe, auch wenn sie nicht mehr das Geld für die nächste Mahlzeit in der Tasche haben. Auf dem Sungari-Fluß schwimmen zahlreiche Lustjachten, und die Vergnügungslokale am Fluß entlang sind mit Familien dicht besetzt, die in der Hitze Eisgetränke schlürfen und den russischen Liedern lauschen. Am besuchtesten ist der Badestrand, an dem sonnenverbrannte Damen in Badekostümen einherstolzieren, die sich auch auf dem Lido und in Deauville zeigen können. Die englisch und amerikanischen Bewohner haben ihre besonderen Bäder, zu denen sie auf ihren Jachten und Dampfbooten hinfahren. In Dutzenden von kleinen Nachtklubs, in denen nur wenige Personen eng zusammengedrängt sitzen, zeigen Sänger und Tänzerinnen ihre Künste; sie verdienen hier am Abend ein paar Pfennige, während sie am Tage als Chauffeur und Träger, die Frauen als Verkäuferinnen ihr Brot erwerben.

Der russische Zar regiert

In einem Schloß Saint-Briaque, in der französischen Provinz Touraisse, geht ein seltsames, aber um so lebhafteres Treiben vor sich. Seit 3 Monaten regiert dort der neue russische „Zar“ Kyrill, der seinen einzigen Konkurrenten, den verstorbenen Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, nichte mehr zu fürchten hat. Ein offizielles Organ, Bekanntmachungen genannt, erscheint natürlich auch, und eine Nummer 49 hat bereits das Licht der Welt erblickt, die folgende interessante „Bekanntmachungen“ verkündet: Imperator Kyrill hat vom 1. Mai bis zum 1. August 361 Befehle für verschiedene Beförderungen, Strafversetzungen und Absetzungen unterzeichnet. Ferner ist eine bereits geschlossene Liste von 131 Personen hergestellt, die das persönliche Korps des Imperators bei der Armee und Flotte bilden. Der Metropolit Antoni ist als erstes Mitglied des kaiserlichen Rates bestellt. Generalmajor Apuchtin ist am 13. Juli 1929 zum Generalleutnant befördert worden. Auf allerhöchste Anregung wurde der Fürst Nikita Alexandrowitsch berufen, die persönliche Verbindung zwischen Seiner Kaiserlichen Hoheit und dem höchsten monarchistischen Rat aufrechtzuerhalten, sowie die ganze politische Tätigkeit am Hofe zu leiten.



Bereit zum Kampf um den Schneider-Pokal

dem Schnelligkeitswettbewerb der Wasserflugzeuge, der am 7. September zwischen Portsmouth und der Insel Wight ausgetragen wird, sind die beiden beteiligten Länder England und Italien. Beide Länder schicken Spezialmaschinen ins Rennen, die in mehrjähriger, überaus kostspieliger Arbeit entstanden sind. — Wir zeigen zwei der beteiligten Flugzeuge, die zum Rennen untersucht werden: links eine italienische, rechts eine englische Maschine.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Unsere Bedürfnisse und ihre Befriedigung

Wohin wir unsere Blicke richten, ist alles der Veränderung, dem Wandel unterworfen. Abgesehen von der ungeheuer schnell wechselnden Mode mit ihren oft lächerlich anmutenden Verirrungen, ist dieser Wandel meist ein so langsamer, daß wir ihn kaum bemerken, ja es sogar erst komplizierter Untersuchungen bedarf, um ihn festzustellen. Das trifft auch für die menschlichen Bedürfnisse und ihre Befriedigung zu. Geht man davon aus, den Menschen lediglich als physisches Lebewesen zu betrachten, so sind die zur Erhaltung seiner Art dienenden Bedürfnisse ursprünglich überall gleich und außerordentlich einfach. Sie gehen in den Anfängen seiner Menschwerdung nicht über die des Tieres hinaus, indem sie sich auf Nahrung und Ruhe beschränken. Erst unter der Einwirkung des Klimawechsels oder der Abwanderung des Menschen aus wärmeren in kältere Gebiete der Erde tritt bei ihm auch das Bedürfnis nach Bekleidung und Obdach zum Schutze gegen Witterungs- und Temperatureinflüsse hinzu. Da dem Urmenschen technische Hilfsmittel nicht zur Verfügung standen, konnten diese Bedürfnisse nur in primitivster Weise befriedigt werden. Als Nahrung stand ihm lediglich zur Verfügung, was die Natur bot: Beeren und Früchte, Wurzeln und Knollen, kleine Tiere, Muscheln, kurz, was an Eßbarem mit den Händen zu erreichen war, darunter vieles, von dem sich selbst der anspruchloseste heutige Mensch mit Abscheu und Ekel abwenden würde. Die Enge des zur Verfügung stehenden Nahrungsspielraums gestattete aber keine besondere Auswahl. Das Vorhandene mußte genügen und genügte, weil der damalige Mensch höhere Bedürfnisse nicht kannte. Gleich primitiv war seine Bekleidung und der Unterschlupf, den er gegen Regen und Kälte zu suchen gezwungen wurde. Roh bearbeitete Felle hüllten seinen Körper ein, während als Obdach das Blättergewirr des Urwaldes, Höhlen und erst viel später aus Zweigen, Blättern oder Gräsern selbstgefertigte rohe Hütten benutzt werden mußten.

Ungeheure Zeiträume, Zehntausende von Jahren, hat es gedauert, bis die Menschen langsam aus diesem sie kaum vom Tiere unterscheidenden Zustande herauswuchsen. Diese Entwicklung war nicht überall gleich, wie wir daran ersehen können, daß es auch heute noch auf der Erde in den wärmeren Zonen Gebiete gibt, in denen die dort befindlichen Menschen, wenn auch nicht mehr in ihrem ursprünglichen, aber doch wenig darüber hinaus fortgeschrittenem Zustande leben. Diese Zurückgebliebenheit war früher selbstverständlich eine viel allgemeinere. Die Anfänge einer höheren Kultur und die entsprechend höheren Bedürfnisse reichen verhältnismäßig gar nicht allzuweit zurück, wenn wir auch bei Feststellung der ersten Kulturanzeichen mit diversen tausenden von Jahren rechnen müssen. Aber was sind tausend Jahre in der Geschichte der Erde und ihrer Bewohner?

Noch zu Beginn unserer Zeitrechnung waren die Deutschen ein von den Römern als Barbaren bezeichnetes Volk, das sich von Jagd, Viehzucht, Fischfang und einer auf sehr niedriger Stufe stehenden Landwirtschaft ernährte. Die Lebensweise, Nahrung, Kleidung und Wohnung, war deshalb auch in keiner Weise mit der bei den auf wesentlich höherer Kulturstufe stehenden Römern zu vergleichen. Zwischen Freien und Sklaven bestand in dieser Hinsicht kein Unterschied. Dieser bildete sich erst heraus, als die Deutschen mit den Römern in nähere Berührung traten und allmählich deren Lebensgewohnheiten bei ihnen Eingang fanden. Wie bei allen Völkern, konnten sich aber auch bei dem deutschen nur wenige den von den wohlhabenderen Römern getriebenen Luxus leisten. Die Masse des Volkes lernte ihn überdies nur vom Sehen kennen und blieb mit seinen Lebensbedürfnissen weit dahinter zurück, weil der niedrige Stand der Technik und die deshalb wenig ergiebige Arbeitsweise keine höhere Lebenshaltung gestattete. Davon machten auch die höheren Stände, einschließlich eines großen Teiles des deutschen Adels, keine Ausnahme. Der höhere Lebensgenuß dieser Kreise erschöpfte sich im wesentlichen im unmäßigen Essen und Trinken sowie in heute roh anmutenden Vergnügungen, wie Jagden und Hetzen, gegenseitiger Bekämpfung und Raub, wobei das Volk in der Regel der leidtragende Teil war. Erst die fortschreitende Bildung sowie der sich mit der Entwicklung der Technik steigernde Arbeitsertrag ließen höhere Bedürfnisse entstehen und andere Lebensgewohnheiten eintreten. Diese Umgestaltung der Verhältnisse tritt erst in den Jahren um Tausend n. Christi deutlicher bemerkbar hervor, um mit dem Eindringen des menschlichen Geistes in die Geheimnisse der Natur und der sich vollziehenden Umwälzung der bis dahin üblichen Arbeitsmethoden einen immer schnelleren Fortgang zu nehmen. Im Gefolge dieser Umwälzung verfeinerten sich die Lebensgewohnheiten, erweiterten und verallgemeinerten sich schließlich die Bedürfnisse des Menschen in von unseren Vorfahren nie geahntem Umfange. Was früher als ungeheurer Luxus der durch Besitz bevorrechtigten Klasse angestaunt wurde, sank zum allgemeinen Gebrauchsgegenstand herab, ohne daß man sich dieses Umschwunges bewußt wurde.

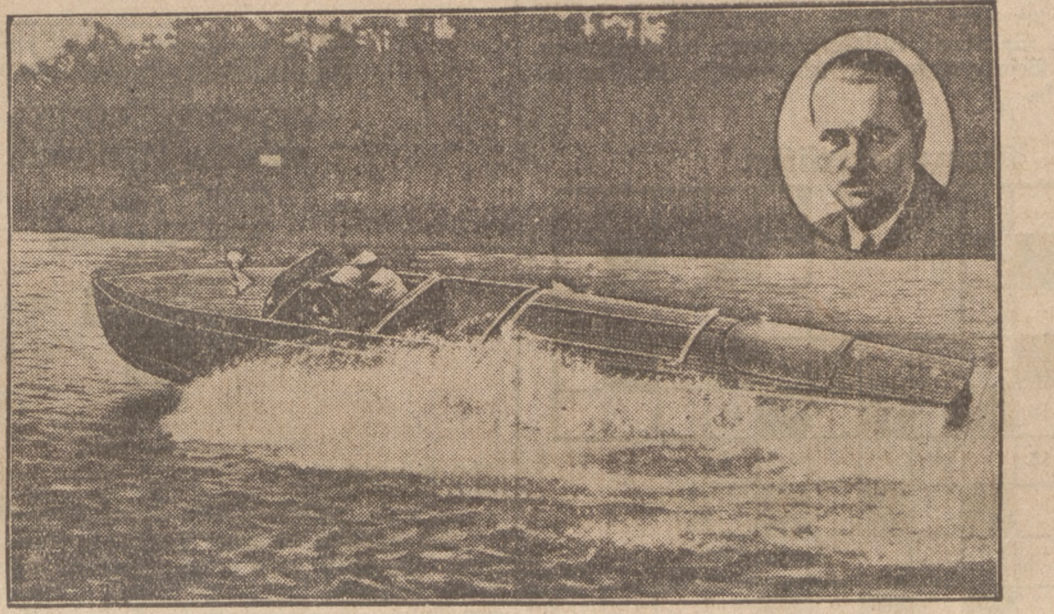
Hierfür nur einige Beispiele: Ein erheblicher Teil der heutigen Lebensmittel war unseren Vorfahren völlig unbekannt. So kam selbst das Brot in einer der heutigen ähnlichen Beschaffenheit in Deutschland erst zu Beginn des Mittelalters in allgemeinen Gebrauch. Vorher begnügte man sich mit einer in Wasser oder Milch gesottenen zähen Mehlmischung, die in Stücke zerkleinert mit etwas Schmalz genossen wurde. Reis war noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Luxusware, desgleichen Zucker, Kakao, Tee und Tabak. Die Kartoffel fand erst nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland Verbreitung, und der allgemeinere Konsum von Seefischen, Südfrüchten und Nahrungsmitteln aus den Tropen oder von Uebersee konnte sich erst in jüngster Zeit mit dem modernen Eisenbahn- und Seeschiffahrtsverkehr entwickeln. Aehnlich steht es mit den Dingen des täglichen Gebrauchs und der Bekleidung. Noch unsere Großeltern benutzten den Kienspan, die qualmende Oellampe oder die Talgkerze zur Wohnungsbeleuchtung. Die Speisen wurden am offenen Herdfeuer zubereitet, die Kleidung und Wäscheausstattung mußte, bei der Eheschließung beschafft, beinahe für ein Menschenalter reichen. Veränderungen der Mode im heutigen Sinne kannte man nicht. Selbst die wirtschaftlich Bessergestellten konnten sich einen solchen Luxus nicht leisten. Dazu waren die Wohnungs- und Lebensverhältnisse nicht nur der ärmeren Volksschichten außerordentlich rückständig und sprachen, wie die vielen unzählige Menschenleben dahinraffenden Seuchen beweisen, allen hygienischen Anforderungen Hohn. Hiernach bleibt, nüchtern betrachtet, von der Romantik der sogenannten guten alten Zeit nur recht wenig übrig!

Die Lebensverhältnisse wie die Lebensbedürfnisse haben sich somit gegen früher ganz gewaltig verändert, und auch die arbeitende Bevölkerung hat an dieser Veränderung teilgenommen. Ihr Lebenskomfort hat sich erhöht, die Summe ihrer Lebensbedürfnisse erweitert, die auf die zur Deckung dieser Bedürfnisse notwendige Arbeitszeit ist beträchtlich zurückgegangen, die Arbeitsverhältnisse haben sich wie die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse gebessert, die durchschnittliche Lebensdauer ist beträchtlich verlängert worden. Das alles ist freilich nicht, wie noch so viele vermeinen, von selbst gekommen, sondern nur dadurch, daß die arbeitenden Volksschichten politisch und wirtschaftlich zu denken begannen und im organisierten, gewerkschaftlichen Zusammenschluß von der herrschenden, die Produktionsmittel besitzenden Klasse einen höheren Lebensanteil forderten und durchsetzten, zugleich aber auch ihre Lebensbedürfnisse steigerten.

Um die Erhöhung dieses Anteils an Lebensgenuß und Lebensfreude müssen sie auch heute noch kämpfen. Und sie haben in dieser Richtung noch sehr viel Forderungen zu stellen, die bei dem heutigen Stande der Technik wohl erfüllt werden könnten, von der herrschenden Klasse aber freiwillig nicht erfüllt werden. Trotz der fortgeschrittenen technischen Entwicklung, der gegen früher ins Ungeheure gesteigerten Leistungsfähigkeit der modernen Arbeitsmaschinen und Arbeitsmethoden, bleibt die Befriedigung der Bedürfnisse der breiten Volksmassen doch nur auf das allernotwendigste beschränkt. Das braucht nicht zu sein, ist aber so, weil die heutige Produktion nicht der Befriedigung des allgemeinen Bedarfs, sondern der Bereicherung der Produktionsmittelbesitzer dient. Daraus entsteht der Widersinn, daß alle Verbesserungen des technischen Produktionsapparates anstatt zur Erhöhung der allgemeinen Lebenshaltung sowie zur Erweiterung und Befriedigung der Lebensbedürfnisse beizutragen, die Tendenz haben, das Gegenteil zu bewirken.

Nur der zähe organisierte Widerstand der arbeitenden Volksschichten kann eine solche rückläufige Entwicklung verhindern und ihren entsprechenden Anteil an den erzielten Fortschritten sicherstellen. Zweifellos wäre dieser Anteil größer, wenn alle Arbeiter und Arbeiterinnen in diesem Widerstand sowie in dem Streben nach Verbesserung ihrer Lebenshaltung einig wären. Sie sind es leider nicht! Das ist die Ursache, warum der soziale Aufstieg der Arbeiterklasse so langsam vor sich geht, es immer neuer und fortgesetzter Anstrengungen bedarf, seinen Stillstand zu verhindern. Dennoch sind diese Bemühungen nicht umsonst! Die aus der geschichtlichen Entwicklung des arbeitenden Menschen hervorgehenden Erfolge beweisen, daß trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten ein Grund zur Entmutigung nicht vorliegt und die Bestrebungen auf weitere Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt werden müssen.

Mattutat.



Ein deutscher Teilnehmer am Internationalen Motorbootrennen am Lido
das vom 10. bis 14. September stattfindet, ist das Boot „Bussard 3“ des Herrn Busse-Berlin (im Oval).

Wechselwirkung zwischen nationaler und internationaler Wirtschaftspolitik

Genosse Th. Leipart, der auf der Ausschußsitzung des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB.) in Prag das Referat über die wirtschaftlichen Richtlinien der Gewerkschaften hielt, kam kürzlich auf der Reichskonferenz der Bergarbeiter Deutschlands neuerdings auf die wirtschaftlichen Aufgaben der Arbeiterklasse zu sprechen und sagte dabei über die Wechselwirkungen zwischen nationaler und internationaler Wirtschaftspolitik:

„Die Forderung einer internationalen Kartellkontrolle in den Richtlinien des Internationalen Gewerkschaftsbundes schließt sich in ihren Einzelheiten eng an die deutschen Vorschläge an. Wir haben uns lange darüber unterhalten, ob man eine internationale Kontrolle verlangen darf, so lange die Anfänge einer nationalen Kontrolle noch nicht vorhanden sind. Wir haben uns schließlich darauf geeinigt, daß wir zwar eine internationale Kontrolle fordern, aber gleichzeitig betonen, daß die nationalen Kontrollämter bei der Ueberwachung der Tätigkeit internationaler Monopole mitzuarbeiten haben. Als internationales Aufsichtsorgan für die internationalen Kartelle soll ein internationales Wirtschaftsamt dienen, dessen Hauptaufgabe allerdings weit umfassender gedacht ist. Zur Zeit werden internationale Wirtschaftsfragen durch das vom Völkerbundsrat geschaffene Wirtschaftskomitee behandelt. Dieses setzt sich hauptsächlich aus den höchsten Beamten der Wirtschafts- und Handelsministerien der wichtigsten Länder zusammen. Zwar können für Spezialfragen Sachverständige hinzugezogen und Unterausschüsse gebildet werden. Aber davon hat die Arbeiterschaft noch wenig gemerkt. Denn leider ist die Verbindung der Genfer Wirtschaftsorganisation mit der Internationalen Handelskammer wesentlich enger als mit dem IGB., obgleich alle Wirtschaftsfragen auch lebenswichtige Interessen der Arbeiterschaft berühren. Ich erinnere in diesem Kreise nur an die Untersuchungen über die Verhältnisse auf dem internationalen Kohlenmarkt.

Es ist Ihnen ja bekannt, daß die Bergarbeiterinternationale eine Beteilgung ihrer Vertreter an den vorbereitenden Arbeiten des Volksbundes nachgesucht hat und es erst nach vielen Mühen erreichen konnte, daß eine Abordnung von ihr überhaupt zu Worte kam. In diesem Punkte zeigt sich die Unzulänglichkeit der bisherigen internationalen Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Wirtschaft. Daher fordern die Richtlinien des IGB., daß die wirtschaftlichen Einrichtungen beim Völkerbund zu einem besonderen Internationalen Wirtschaftsamt ausgestaltet werden, bei dem die organisierte Arbeiterschaft entscheidend mitzuwirken hat. Der Unterbau eines derartigen internationalen Wirtschaftsamtes — und hier sehen wir wiederum die innige Verflechtung nationaler und internationaler Ziele — müssen nationale Wirtschaftsräte bilden, die die Wirtschaftspolitik in den einzelnen Ländern beeinflussen.

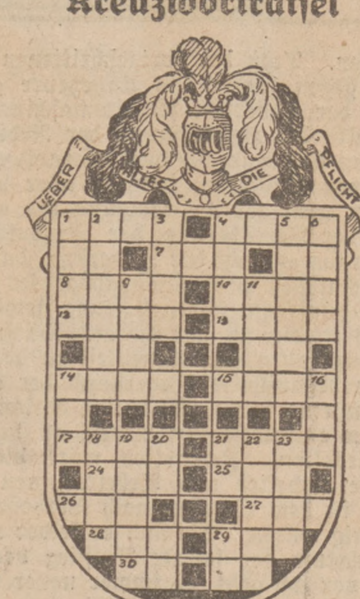
In Deutschland besteht bereits ein derartiger nationaler Wirtschaftsrat in Form des Reichswirtschaftsrates; in ihm sind die Arbeiter- und Unternehmervertreter gleichberechtigt vertreten. Auch Frankreich besitzt ein derartiges dem Reichswirtschaftsrat nachgebildetes Organ. In England, in Schweden und anderen Staaten sucht die Arbeiterschaft Gleichartiges zu erreichen. Wollen wir internationale Erfolge erzielen, wollen wir international die Wirtschaft regeln, so ist es Vorbedingung, daß in allen Ländern derartige nationale Wirtschaftsräte gebildet werden, um überall die Beteiligung der Gewerkschaften an der Wirtschaftsführung zu sichern. Aus diesem Grunde haben wir im Schlußteil der wirtschaftlichen Richtlinien des IGB. das Verlangen gestellt: „Die verschiedenen Gewerkschaftszentralen werden aufgefordert, die Errichtung einer solchen Körperschaft, wo sie noch nicht vorhanden ist, an der Spitze ihres wirtschaftlichen Programmes zu stellen.“ Denn wenn die Forderungen des IGB. keine Luftschlösser sein, sondern solide und auf festem Fundament aufgebaut werden sollten, so war es nötig, die internationalen Richtlinien durch entsprechende Anweisungen an die Gewerkschaften der Länder zu untermauern. Die internationale Aktion muß getragen werden von gleichlaufenden nationalen Aktionen, die sie vorbereiten und begleiten. Daher mußten die Richtlinien für die Wirtschaftspolitik des IGB. notwendigerweise aus zwei sich gegenseitig ergänzenden Teilen bestehen.

Selbstverständlich war es nicht leicht, Richtlinien zu finden, die der wirtschaftlichen Entwicklung aller Länder gleichermaßen gerecht werden. Jedes Land hat seine Besonderheiten, die sich schon äußerlich in der Verschiedenheit der geographischen Lage, des Klimas, der Bodenbeschaffenheit, der Reichtums an Bodenschätzen und Wasserkräften bemerkbar machen. Demzufolge vollzieht sich auch die wirtschaftliche Entwicklung jedes Landes auf verschiedenartige Weise. Aber über all diese Unterschiede hinaus gibt es doch Grundzüge wirtschaftlicher Entwicklung, die das Wirtschaftsleben aller Länder gleichmäßig beeinflussen. Daher weist auch die Entwicklung der nationalen Wirtschaften bei aller Verschiedenheit doch gemeinsame Züge auf. Die Entwicklung der vorgeschrittenen Länder zeigt den anderen das Bild ihrer Zukunft. Diese Gemeinschaft der wirtschaftlichen Entwicklung ruft gemeinsame Interessen der Arbeiter in Europa und darüber hinaus in der ganzen Welt hervor. Deshalb konnte der IGB. nicht nur auf internationalem Gebiet wirtschaftliche Forderungen stellen, also ein engeres Zusammenarbeiten der verschieden. nationalen Wirtschaften erstreben, sondern er konnte daran gehen, den ihm angeschlossenen Landeszentralen Richtlinien für ihre Tätigkeit im eigenen Lande zu empfehlen. Dadurch sollten die wirtschaftspolitischen Einrichtungen in den einzelnen Ländern einander angeglichen werden, soweit dies bei ihrer nationalen Eigenart möglich ist.“

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil: Josef Helmrich, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzyttki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Rätsel-Ecke

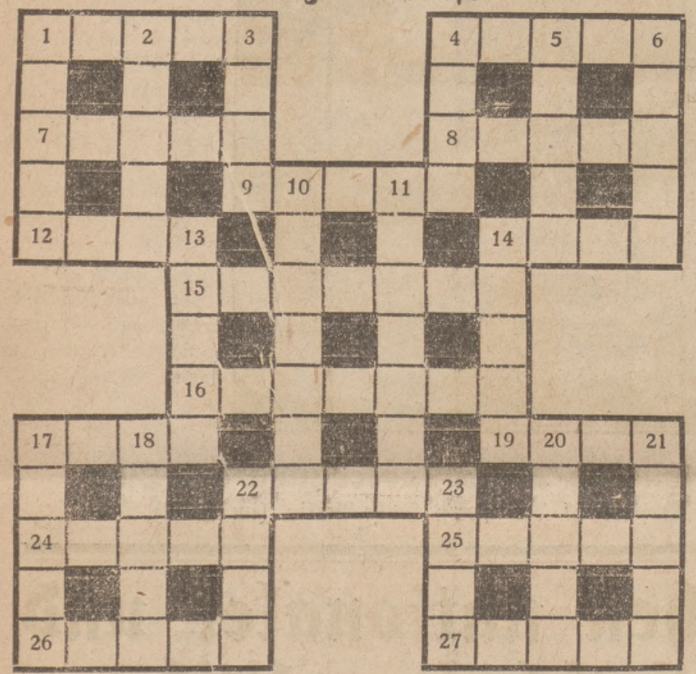
Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Bestätigung, 4. Larve, 7. türkischer Männername, 8. Ausdruck für „heiter", 10. Zahlwort, 12. landwirtschaftliches Gerät, 13. Laubbaum, 14. weltbekannte Inschrift, 15. Vorstadt von Konstantinopel, 17. Drama von Ibsen, 21. Gewürz, 24. Element, 25. Teil des Wagens, 26. Sohn Noahs, 27. alte Waffe, 28. Titel, 29. Fabelwesen, 30. englische Verneinung.

Senkrecht: 1. Vierhänder, 2. Tageszeit, 3. Nebenfluß des Rheins, 4. Sprengkörper, 5. amerikanische Münze, 6. altes Maß, 9. Unhold der Sage, 10. Gefäß, 14. Nebenfluß der Donau, 16. Kadawer, 18. Spielkarte, 19. Prosadichtung, 20. Flächenmaß, 21. wie 20, 22. Befestigungsmittel, 23. Gedanke, 29. Ton der italienischen Skala.

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Maurergerät. 2. Getreidepflanze. 7. Nebenfluß des Rheins. 8. Meersäugetier. 9. Tageszeit. 12. Futterkasten. 14. Geländeverzeichnis. 15. Durchgang (franz.). 16. Kopfteil. 17. Oper von Herold. 19. Früheres Längenmaß. 22. Huftier. 24. Insel im Mittelländischen Meer. 25. Sturm. 26. Alkoholisches Getränk. 27. Flunkerei.

Senkrecht: 1. Steinschnitzwerk. 2. Fanggerät. 3. Weibl. Vorname. 4. Feuerstätte. 5. Prosadichtung. 6. Deutscher Fluß. 10. Geistlicher Würdenträger. 11. Deutscher Dichter. 13. Lustige Darbietung. 14. Schmuckstück. 17. Griechischer Gott. 18. Stadt im Regierungsbezirk Hildesheim. 20. Bettzeug. 21. Landwirtschaftlicher Vorgang. 22. Gärtnerische Anlage. 23. Kleiner Ort.

Silbenrätsel

Aus den Buchstaben: an — bahn — be — bein — che — chol — chres — der — diet — e — e — ei — ei — ei — en — eis — fall — fen — gel — hu — i — in — ke — lei — li — ma — man — naiv — ne — nel — nem — no — nul — o — ra — reep — ri — rich — ror — sam — schach — se — sen — sieb — sin — tän — tät — tät — ter — tes — thie — to — va — wa — wa — wies — zehn — zer — zi

sind 25 Wörter zu bilden, deren dritte Buchstaben zuerst von unten nach oben und die ersten Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben. — ch ein Buchstabe.

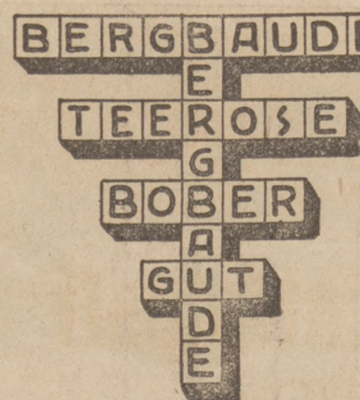
1. Ort im Kreise Kattowitz. 2. früherer preußischer Kriegsminister. 3. Zahl. 4. Oelpflanze. 5. Berliner Spezialgericht. 6. Stacheltier. 7. Steigegerät. 8. Benennung für Klimmtau auf Schiffen. 9. Baum. 10. Schweizer Kanton. 11. Seltenheit. 12. Wärmespender. 13. Strauchart. 14. Benennung für harmlos. 15. Verkehrsmittel. 16. Bühnenkünstler. 17. Mustersammlung. 18. Gebirgspflanze. 19. Ort am Bodensee. 20. Flachland. 21. ein Wort für rücksichtslos. 22. Türöffner. 23. Blume. 24. Wertlosigkeit. 25. biblischer Frauenname.

Auflösung des Silbenrätsels

Alle Herzen sich erschließen, wenn die rechten Worte fließen.

1. Nowa Wies. 2. Einem. 3. Siebzehn. 4. Sesam. 5. Eisbein. 6. Igel. 7. Leiter. 8. Fallreep. 9. Eiche. 10. Tessin. 11. Rarität. 12. Ofen. 13. Wacholder. 14. Naiv. 15. Eisenbahn. 16. Tänzer. 17. Chrestomathie. 18. Enzian. 19. Rorschach. 20. Ebene. 21. Inhuman. 22. Dietrich. 23. Nelke. 24. Nullität. 25. Eva.

Auflösung des T-Rätsels



Bücherschau

„Weiterbildung bringt vorwärts!"

Der bekannte Leipziger Verlag Friedrich Brandstetter hat es sich zur Aufgabe gemacht, hervorragende deutsche Wörterbücher herauszubringen. Hoffmanns Wörterbuch der deutschen Sprache, neue bearbeitet von Dr. G. Mohr, gibt mit seinen 36 000 Stichwörtern, Wortverbindungen und Redensarten zuverlässige Auskunft auf mancherlei Fragen hinsichtlich Schreibweise, Bedeutung und Anwendung eines Wortes. Preis des 620 Oktavseiten umfassenden Buches gut in Leinen gebunden 7 Mk. Ein kleinerer Ratgeber für den mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauch ist Hoffmanns Praktisches grammatikalisches Wörterbuch, neubearbeitet von Ernst Lüttge. Es dürfte keinen kniffligen Fall geben, über den es nicht Auskunft erteilte. 10. Auflage, 379 Seiten Taschenformat, gebunden 3 Mk. Die feinen Unterschiede im Sinn der naheverwandten oder ähnlichen Worte zeigt Hoffmanns volkstümliches Wörterbuch der deutschen Synonyme, 1929 von Prof. Wilhelm Oppermann neubearbeitet. 254 Seiten, gebunden 3.75 Mk. Hoffmanns altbewährtes gedrängtes vollständiges Fremdwörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung aller in der Wissenschaft, Schrift- und Umgangssprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten liegt in 26., neu bearbeiteter Auflage von Prof. Theod. Matthias vor und kostet gebunden 4 Mk. — Eine volkstümliche systematische Sprachlehre zum Selbstunterricht im Richtigsprechen und -schreiben, betitelt Richtiges Deutsch, ist von Ernst Lüttge verfaßt. Sie ist 262 Oktavseiten stark und mit Schlüssel gebunden zu 4.50 Mk. käuflich. Aus der verwirrenden Menge sprachlicher Einzelheiten, die man in den herkömmlichen Sprachlehren aufgezählt findet, werden vor allem die berücksichtigt, die dem Ungeübten beim Sprechen und Schreiben die meisten Schwierigkeiten bereiten und die häufigste Ursache von Fehlern bilden. Das von Prof. Oskar Weise herausgegebene Werk „Wie lernt man einen guten deutschen Stil schreiben?" verdient besondere Beachtung. Weise führt mustergültige Stilproben, der Literatur entnommen, vor Augen und knüpft daran anregende Bemerkungen; Preis gebund. 4 Mk.

Versammlungskalender

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonntag, den 8. September: Teilnahme am Stiftungsfest in Beuthen.

Montag, den 9. September: Theaterleseprobe. Spiele im Freien.

Mitgliederversammlung des Verbandes der Bergbauindustriearbeiter.

Domb. Am Sonntag, den 8. d. Mts., vormittags 9½ Uhr, im Hüttengasthaus. Referent zur Stelle.

Michalkowitz. Am Sonntag, den 8. September, nachmittags 3 Uhr, im bekannten Lokal. Referent erscheint zur Stelle.

Königshütte. Am Sonntag, den 8. September, vormittags 9½ Uhr, im Volkshaus. Referent zur Stelle.

Königshütte. (Achtung, Volkschor). Am Donnerstag, den 12. d. Mts., abends 7½ Uhr, findet unsere Monatsversammlung statt. Es ist Pflicht aller Mitglieder, an derselben teilzunehmen, da die Tagesordnung eine sehr wichtige ist.

Janow-Nickischschacht. Am Sonntag, den 8. September, vormittags 10 Uhr, findet beim Herrn Kotyrba in Janow, eine Mitgliederversammlung statt. Wegen der Stellungnahme zu den Betriebsratswahlen auf Gieschegruben, wird um zahlreiches Erscheinen gebeten.

Emanuelssegen. Sonntag, den 8. September, nachmittags 3 Uhr, findet im Lokal Kukofka eine Versammlung statt, zu welcher alle Kameraden herzlichst eingeladen werden.

Achtung, Freidenker.

Am Sonntag, den 8. September, nachmittags 2 Uhr, findet im Zentralhotel in Kattowitz eine außerordentliche Gesamtmitgliederversammlung statt. Es ist Pflicht eines jeden Genossen zu erscheinen, da in der Feuerbestattung Aenderungen von einschneidender Bedeutung eingetreten sind. Außerdem stehen auf der Tagesordnung noch andere sehr wichtige Punkte. Mitgliedsbücher sind mitzubringen. Der Hauptvorstand.

Groß-Kattowitz. Die D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt" veranstalten am Freitag, den 13. September, eine Mitgliederversammlung im Zentralhotel, abends 7 Uhr. Wichtige Tagesordnung. Vollzähliges Erscheinen aller Genossinnen und Genossen dringend notwendig.

Hohenlohehütte. (D. S. A. P. u. Verband der Bergarbeiter.) Sonntag, den 8. September, vormittags 9½ Uhr, findet in Hohenlohehütte, im Lokal des Herrn Bury (Hüttengasthaus), die fällige Versammlung der Partei und Gewerkschaft statt. Pünktliches Erscheinen ist Pflicht. Referent: Gen. Nietsch.

Königshütte. (Freie Turner.) Am Sonnabend, den 7. d. Mts., abends 7 Uhr, findet im Volkshaus, ul. 3-go Maja 6, die fällige Monatssitzung statt. Pünktliches und vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder wird erwartet.

Königshütte. (Achtung! Kinderfreunde.) Sonntag, den 8. September, nachmitags 5 Uhr, Versammlung im Büfettzimmer. Freundschaft.

Neudorf. (Verband der Bergbauindustriearbeiter.) Am Sonntag, den 8. September, vormittags 9½ Uhr, findet im Vereinshaus bei Goretzki die fällige Mitgliederversammlung statt, zu welcher alle Mitglieder eingeladen werden.

Knurow. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 8. September, nachmittags 4 Uhr, findet im bekannten Lokal eine Mitgliederversammlung der Deutschen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei statt. Wir bitten um zahlreichen Besuch. Referent Genosse Raiwa.